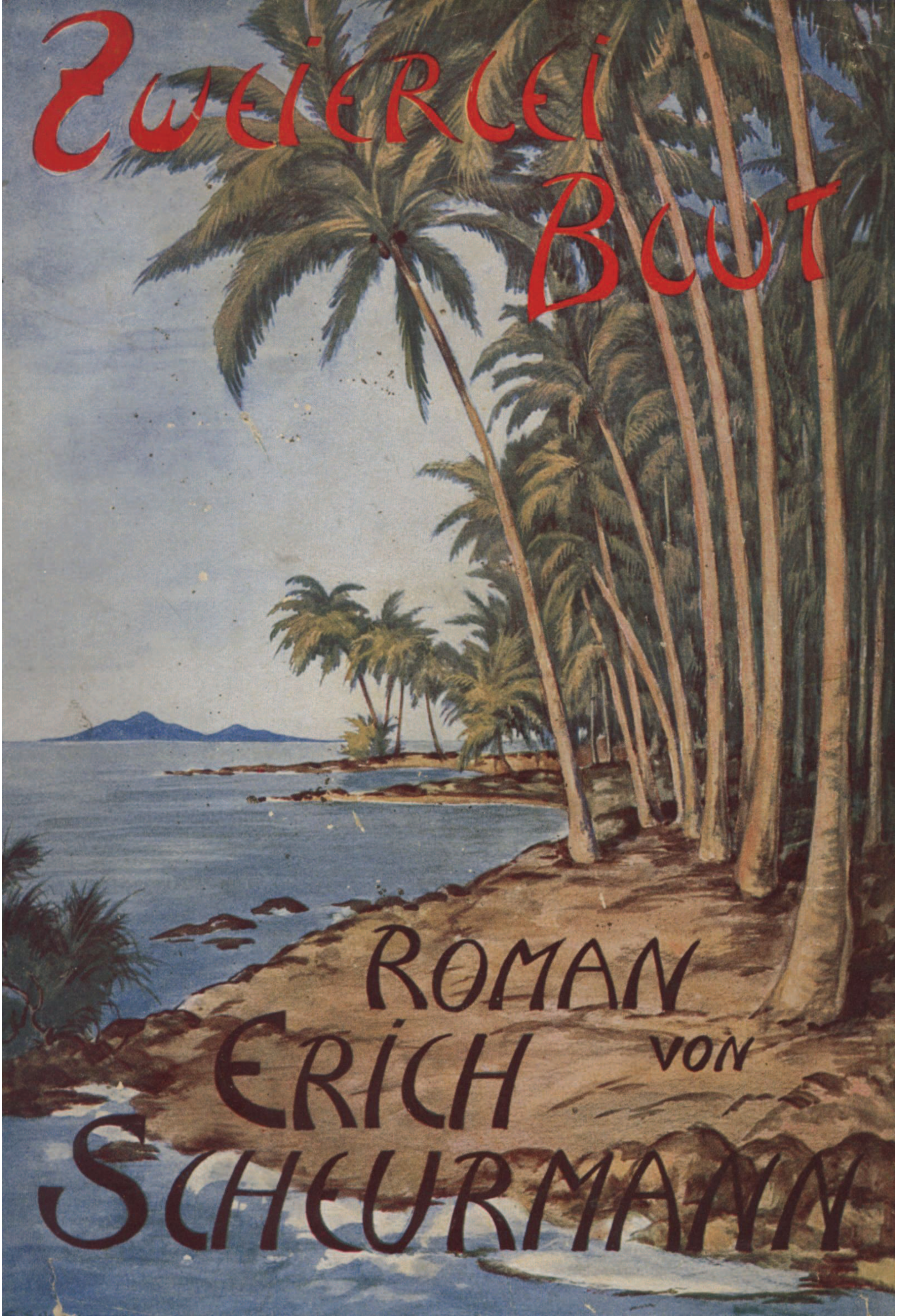

Zweierlei
Blut
Roman
von
Erich
Scheurmann

E. Scheurmann

Zweierlei Blut

Zweierlei Blut

Ein Südsee-Roman

von

Erich Scheurmann

Mit 4 Bildern nach Zeichnungen
des Verfassers

Ludendorffs Verlag G.m.b.H. / München 19

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen.

Dr. E. Reche,

dem tiefsten Kenner der Südseeseele

zugeeignet

Inhalt

Gang übers Gebirge

Frühdämmerlicht. Über dem Urwalde steht bleich und groß der Mond. Es tropft und rieselt vom Gelaub wie leichter Regen. Ein mildes, kraftloses Licht gießt durch schmale Wipfelspalten. Zuweilen tönt dumpfes Schlagen, und schwarze Lappen flattern über die Wipfel: fliegende Hunde.

In dieser Gräue geht ein Zug goldbrauner Gestalten, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen. Ihre bunten Lendentücher leuchten satt und tief gegen das weißlich fahle Grün des Urwaldes. Sie gehen einer hinter dem anderen, denn der Pfad ist schmal. Er führt sanft bergan über dunkles poröses Lavagestein. Ein Graukopf führt die Schar. Er schreitet im Wiegeschritt und schwingt seinen Fliegenwedel wie eine Standarte.

Zwischen den braunen Gestalten geht ein Mann in einem verwaschenen Tropenanzug. An diesem und an der Art seines Ganges erkennt man den Fremdling, den Europäer. Sein Gesicht ist geradeso braun wie das der Eingeborenen, seine Gestalt nicht minder wuchtig und gliederstark.

Er geht wie zugehörig unter den anderen. Voller Gedanken. Das Gehen in der Morgenfrühe hat seinen Geist aufgelockert. Es sind keine europäischen, sondern ganz nahe Gedanken, welche ihn beschäftigen. Pale, sein eingeborener Freund, hat ihm gesagt: „Siaosi [1]), es ist nicht gut, wenn ein Mann lange ohne Freude ist".

Nach solcher Freude sehnt sich der weiße Mann. Denn er ist jung und gesund, wie ein Mann von fündundzwanzig Jahren sein soll. Und weil er jung ist, weist er alle aufsteigenden Bedenken, in eine Fremdwelt einzutauchen, von sich. Er weiß noch nichts von den Bindungen des Blutes und der Rasse. Er ist leichtsinnig aus Jugend. Er ist betört von dem Gedanken,

---

[1]) Georg

sein Leben mit einem dieser schönen, seltsamen Tropengewächse zu teilen.

Vor ihm schreitet Sanini, die Mädchenkönigin der Dorfschaft Iliili im Bezirk Falealili. Sie ist es, die er begehrt. Er hat sie bei ihrem Besuch in Matautu kennen gelernt und sofort Feuer gefangen. Pale mitsamt seiner Sippe hat geschürt, und nun begleitet er die Erwählte mit großem Gefolge in ihre kleine Dorfschaft an der anderen Seeseite zurück, bei ihren Eltern um sie zu werben.

Sanini selbst weiß noch nichts von den Absichten des weißen Mannes. Sich mit einem großen, dürren, goldfarbenen Brotfruchtbaumblatt fächelnd, steigt sie in leichtem Wiegeschritt bergan. Über ihren goldblanken Nacken fällt eine tiefschwarze Haarflut, bläulich schimmernd. Wie eine Flamme sticht seitlich der schwefelfarbene Kelch einer Trompetenblume daraus hervor. Sanini stammt aus direkter Linie des Königs Mataafa. Dieser Blutadel ist deutlich sichtbar, spricht aus jeder kleinsten Gebärde.

Der weiße Mann läßt keinen Blick von ihr. Der tropische Zauber und der große Adel dieses Weibes nimmt ihn gefangen. Er sucht stetig ihre Nähe. Sanini lächelt ihn an, sobald sie zurückschaut. Frei und kindlich. Sie ahnt also wirklich nichts von seinem Begehren.

Die Eingeweihten, Pale, Nafanua, Kiki und Tupuasa haben geschwiegen, obwohl sie doch innerlich stark beteiligt sind. Darum wollen sie auch dabei sein, und ihre Augen zeigen ein verräterisches Blinken, sobald sie sich mit denen des weißen Mannes treffen. Es wäre doch gar zu schön, wenn — —.

Sanini singt. Sie singt die Lieder ihres Dorfes. Ihre Stimme klingt warm, doch hell, aufsteigend. Den Kehrreim singen alle mit, die ganze Reisegesellschaft. In Moll und gleichsam Saninis volle Stimme umrahmend. Dieser Gesang in der Stille des Urwalddomes hat eine seltsame Weihe. Die Stille schwingt mit. Nur das scharfe Zirpen der Philenen oder das kehltiefe Gurren der Buschtauben durchbricht sie zuweilen.

Auch in diesem scheidet sich der weiße Mann von seinen Gefährten, daß er nicht wie sie, ganz ein Teil der Natur, sich dar-

innen verliert, sondern daß alles Sichtbare sein Bewußtsein trifft.

So erkennt er sogleich, daß diese Urwaldstille ein Trug ist, daß in ihr der Kampf lebt, nur Kampf, ein erbittertes Massenringen stummer Lebenselemente, ein Kampf um Licht, Luft und Raum, ein wildes rücksichtloses Streben nach Selbsterhaltung. Wo ein Baumgigant siegreich ein gewaltiges Blätterheer gen Himmel führt, lauert hinterlistig der Feind. Er sitzt ihm im Nacken als tückischer Erwürger, schlingt ihm Lianen, dick wie Schiffsseile, um Schultern, Kopf und Füße oder überwuchert Stämme und Äste mit einem Heerlager fetter Schmarotzer, die sich tief in die Rinde beißen und von seinem Marke zehren. Auch alle Pracht ist nur Schein. Wohl prangt vereinzelt ein Riesenfarn oder eine großblätterige Myrthacee in satter Entfaltung. Doch auch hinter diesen Vollendeten lauert schon die Gier, mit der gestaltende Kraft nach neuer Erscheinung drängt.

Werden — Vergehen — der große Sang des Urwaldes.

Den weißen Mann schaudert, zugleich erfüllt ihn Ehrfurcht und Ergiffenheit.

Je weiter die Reisegesellschaft gipfelan steigt, um so lastender wird die Schwüle. Das Singen verstummt. Die kleine Schar kriecht den Höhenweg hinauf wie eine bunte Raupe. Auch der weiße Mann hat jetzt keine Gedanken mehr. Er hebt Bein um Bein. Zuweilen wischt er sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne.

Endlich erreicht man die Wasserscheide. Hier weht ein frischer Passat. Er streicht über die Stirnen als Balsam. Schon lachen die braunen Menschen wieder. An einer Lichtung machen sie Rast. In der Hocke, im weiten Kreis, wie Kinder beim Spiel. Der weiße Mann mitten unter ihnen. Doch er hält das Sitzen auf den Fersen nicht lange aus. Immer wieder muß er sich aufrichten. Das freut die braunen Kinder. Sie zeigen ihre blanken Zahnreihen und sehen den Fremdling belustigt an. Keineswegs kritisch oder überlegen. Ein Papalagi [1]) hat seine eigenen Gesetze. Und die achtet man.

Pale verteilt Fleisch- und Tarobrocken und kredenzt den kühlenden Saft junger Kokosnüsse. Kiki, sein Vater, hat sich

---

[1]) Der Weiße.

eine Selui[1]) gedreht und pafft. Er mahnt als erster zum Aufbruch.

Der jenseitige Pfad führt steil bergab. Die nackten Füße schreiten fortan schneller aus. Sie federn, und die braunen Leiber schwingen.

Zuweilen bricht die Sonne durch, breite, weißsilberne Lichtbahnen fallen in die Urwalddämmerung. Sie brennen auf die Leiber wie Glut. Doch nur für Augenblicke. Mit jäher Plötzlichkeit erlischt die silberne Helle. Als ob Schatten vor ihre Einfallstellen geschoben würden, jagen pechschwarze Wolkenbreiten darüberhin. Es wird stockdunkel, und dann fällt Regen. Wasser schüttet vom Himmel. Es rauscht und tost, und der weiße Mann muß zuweilen den Atem anhalten, so schütten die Wasser auf ihn nieder. Der Urwaldpfad ist ein Bach und der rauscht über seine Füße und spritzt Nässe bis hoch an seine Waden. Der weiße Mann lächelt. Er liebt das Starke und Urhafte in jeder Form.

Zudem: der Regen hat ein hauchdünnes Musselingewand völlig durchnäßt. Es liegt wie eine zweite Haut um den Körper einer jungen Insulanerin, diesen enthüllend. Der weiße Mann sieht mit Bewunderung, wie harmonisch gebaut, wie schwungvoll gegliedert dieser weibliche Körper ist.

Jedesmal, wenn eine neue Flut sich über Sanini ergießt, schreit sie girr auf, völlig losgelöst, wie ein Tier des Waldes, das von sich selbst nichts weiß.

Ihr Bewerber umstreicht sie mit wachen Blicken, fast in Ehrfurcht. Im Augenblick dünkt es ihm Anmaßung, nach diesem Weibe zu begehren. In seinem Schauen ist ihm jedes Zeitgefühl erloschen. Er spürt nichts von den Anstrengungen des Marsches. Er beachtet es nicht, wie der Regen aufhört. Er bemerkt nicht, daß man bereits die Niederungen der anderen Inselseite erreicht hat.

Endlich legt sich ihm ein Helles vor die Augen, und nun sieht er, durch dichte Bananenstände und weite Tarofelder schreitend, den jenseitigen Strand. Er hört das Tosen der Brandung und erkennt ganz nahe unter sich, wie Bienenkörbe an einem

---

[1]) Zigarette.

Wiesenhang, die hochgewölbten Dächer des Küstendorfes Siumu.

Kaum im Bereich der ersten Hütten, schwirrt, einem jungen Falter gleichend, die „taopou" [1]) des Dorfes der Reisegesellschaft entgegen, sie nach Landessitte zu begrüßen. Ein kindjunges Geschöpf, lichtbraun, reich geschmückt. Ein Kranz weißer Hybiskusblüten leuchtet hell aus der dunklen Haarfülle. Blumengewinde, brennend rot, umhangen den Hals, fallen herab bis auf die buntfarbene Hüftmatte. Sie flattert zuerst auf den weißen Mann zu: „Talofa alii!" [2]). Ihr Gruß klingt liedhaft; doch unpersönlich, förmlich.

Der weiße Mann dankt: „Talofa tama'ita'i!" [3]). Er wird in das Gästehaus geleitet, zum Häuptling, einem Greise mit lustigen Goldaugen. Auch der ist ganz Würde. Ein europäischer Kammerherr kann nicht würdiger sein. Er sitzt unbewegt auf seinem Mattenthron und verteilt freundliche Blicke und Worte.

Sobald alles Platz gefunden und sich in die dargebotenen Matten gehüllt hat, beginnt der „tulafale" [4]), auf seinen Rednerstab gelehnt, seine Begrüßungrede. Sie ist reich an Gleichnissen und farbigen Wortgebilden. Er reiht seine Sätze aneinander wie Sentenzen, er scheidet sie durch kurze Pausen und betont die letzten Silben jeder Sentenz durch Stimmhebung, schleudert sie gleichsam hinaus. Das gibt seiner Rede Wucht und Eindringlichkeit. Ihr Inhalt ist eine artige Kundgebung der Freude, die Gäste vom anderen Meeresufer begrüßen und bewirten zu dürfen.

Dem weißen Manne gebührt die höchste Ehrerbietung. Ist doch ein jeder Träger weißer Haut nach aufgezwungenen Irrbegriffen ein Bevorzugter im Denken der Insulaner. Der Häuptling bekundet seine Hochachtung, indem er dem Fremdling den Strunk einer Kawawurzel reicht. Er reicht sie wie eine Kostbarkeit.

Der Fremdling weiß! Er kennt die Gesetze und Bedeutung der Kawazeremonie aus reicher Erfahrung. Und so sagt er sein:

---

[1]) Mädchenkönigin.

[2]) Ich liebe dich, mein Herr.

[3]) Ich liebe dich, mein Mädchen.

[4]) Der Redner.

„Fa'afetai mau'ava!" [1]) und reicht den Strunk dem Häuptling zurück, damit seine Bereitschaft bekundend, die Ehre des Gasttrunkes anzunehmen.

Pale ist in allen Kulthandlungen Meister. Er kauert nahe hinter dem Freunde und wacht, daß er keine Verstöße macht.

Die Bereitung des Trankes hat bereits begonnen. Eine Gehilfin zur Linken, eine zur Rechten, hockt die Mädchenkönigin vor einer kreisrunden zwölfbeinigen Holzschale, der „tanoa". Ernst feierlich. Auch die Menschen in der Hütte schweigen jetzt. Sie blicken gebannt auf die Trägerin des Kultes.

Gewandt, schnell zerkaut diese die Wurzel mit ihren starken Zähnen. Bald fällt die zerkleinerte Faser als Kugeln aus ihrem Munde in das Holzbecken. Das eine der Mädchen schüttet aus entkernter Kokosnuß Wasser darüber und durchknetet und schwemmt die Mischung, bis sie grauschwärzlich ist. Nun senkt die Zweite einen Bastfilter in das Gebräu, durchfischt es und schlenkert die Faserreste zur Seite.

Als es rein und klar vom Seiher rinnt, klatschen alle Samoaner in die Hände. Und wieder tritt der „tulafale" in den Kreis und verkündet mit Grandezza: „'O le 'ava taute 'ua usi 'o le a tufa!" [2]). Die Mädchenkönigin füllt den ersten Becher — eine halbe polierte Kokosnußschale — und in gebückter Haltung, weit seinen Arm ausschwingend, wird wiederum durch den Sprecher, als den Zeremonienmeister, dem weißen Manne der Ehrentrunk gereicht: „O lau ava lena lau afioga!" [3]).

Der weiße Gast nimmt ihn entgegen, schwingt den Becher im Kreise: „Lau ava taumafa lea ia manuia!" [4]). Pale wispert seinem Freunde etwas zu. Ja, natürlich: die ewigen Götter mußten auch ihren Anteil haben. Er verschüttet den Rest am Boden.

Der nächste Becher wird Kiki gereicht als Rangältestem, danach dem Häuptling und so weiter in der Reihenfolge des Standes und Herkommens. Sitte und Anstand müssen gewahrt bleiben. Man duldet keinerlei Einbrüche oder Auflockerungen in diesen Schutzwall der Gesittung.

---

[1]) Dank für die gereichte Kawa.
[2]) Der Kawatrunk ist fertig zum Austeilen.
[3]) Diese Kawa ist für dich, Hoheit.
[4]) Ich trinke auf euer Wohl.

Dann bittet man zum Essen. Der weiße Mann bekommt die Mädchenkönigin zur Tischdame. So befiehlt es die Sitte des Landes. Sie ist jetzt für das Behagen des Gastes verantwortlich. Zunächst muß der Papalagi geschmückt werden. Sie legt ihm ihre wohlriechende Pandanuskette um den Hals. Man muß auch die Fliegen und Moskiten von dem erlauchten Gaste ferne halten. Unermüdlich weht ihr kleiner Bastfächer. Und selbstverständlich bekommt der weiße Herr nur die allerbesten Brocken. „Fa 'afetai tele lava!" [1]). Er muß immer wieder danken. Er ist eingebettet in weibliche Fürsorge. Kaum gesättigt, wird ihm ein Holzbecken mit Wasser zum Reinigen der Hände gereicht. Auch die „selui" ist schon gedreht. Sie braucht nur von ihrem Munde in den seinen zu wechseln. „Fa 'afetai tele lava!"

Der weiße Mann lebt ein Märchen. Und er ist sich dessen bewußt. Seine Augen strahlen. Er fühlt in sich etwas von der Erfülltheit dieser Meermenschen.

Der Abschied ist herzlich; doch nicht ohne Form. Man dankt gegenseitig. Dann ein ergiebiges Sichverneigen, Nasereiben, Händeschütteln und als Abschluß ein vielstimmiges „Tofa!" [2]) und „Tofaina soifua!" [3]).

Es folgt eine lange Wanderung die Küste entlang, durch zahlreiche Dorfgemeinden und weite Pflanzungen. Wohin die Wanderer kommen, bittet man sie zu Gast, will man sie halten, bewirten, feiern. Einzelne Dörfer geben dem Zuge kurzes Geleit.

Kiki mahnt als erster zur Eile. Er ist immer weit voraus. Man achtet seiner Mahnung nicht. Erst als der Weg nochmals durch dichtes Buschland führt, kommt Bewegung in die Schar. Die Frauen und Mädchen sind plötzlich vornean. Sie schreien auf, wenn sich ein fliegender Hund mit klatschenden Flügeln von einem Aste löst. Auch die Männer verraten durch häufiges Stolpern und übertriebene Lautheit ihre Ehrfurcht vor dem „aitu", den Geistern der Nacht und des Urwaldes. Sie sind

---

[1]) Herzlichen Dank.

[2]) Lebt wohl.

[3]) Lebt wohl und bleibet gesund.

nicht furchtsam. Alle Dämone und Übergestalten erwachsen ihrer Schaukraft. Sie gleichen darin dem Kinde.

Schnell kommt die Nacht. Die Dunkelheit des Urwaldes verschlingt die braunen Gestalten. Sie geistern nur noch wie Schatten. Der weiße Mann hat Mühe voran zu kommen. Einmal schrickt auch er zusammen. Aus der Dunkelheit steigt plötzlich ein mächtiges Haupt vor ihm auf, fahl überleuchtet, wie eine Medusa: Sanini. Sie hat sich den Schopf voll phosphoreszierendem Holz gesteckt. Das Unwirkliche und Starre ihres Hauptes ist ihm im Augenblick fremd.

Und nochmals fährt der weiße Mann zusammen, als dieses Haupt plötzlich zu schreien anfängt, wild, ja frenetisch. Zugleich schreien alle Samoaner in der gleichen wilden Gelöstheit. Und dann begreift er.

Aus der Dunkelheit des Urwaldes bricht ein seltsames Schimmern auf, es breitet sich aus, wird zu einem rötlichen Lichte, das Gewirre des Laubes zeichnet sich klarer und klarer, Flammen zucken auf und scheinen zu tanzen, und dann nahen, feierlichen Priestern gleichend, rotglühende Fackeln in den erhobenen Händen, Saninis Vater und der ganze Häuptlingsrat des Dorfes, die Seinen und die Gäste zu empfangen.

Der feierliche Zug kommt schnell heran. Ungetüme Schatten laufen mit. Brandrot leuchten die Leiber der Männer im Fackellicht, wie mit Gold und Kupfer bestrichen. Man bildet einen Kreis um die Reisegesellschaft. Man reibt mit Inbrunst die breiten Nasen aneinander und begrüßt sich wie nach langer langer Trennung. Ein wirres, wildes Redegeschnatter bricht auf, und es dauert eine Weile, bis man sich noch einmal zur letzten Wegstrecke in Bewegung setzt.

Wie im Triumphzuge zieht die Reisegesellschaft beim Scheine der Fackeln im Dorfe Iliili ein. Das Ziel ist erreicht. Die große Gasthütte ist bald gedrängt voll brauner Leiber. Alles schart sich um die Heimgekehrten und ihre Begleitschaft. Alle Augen blinken. Nur die des weißen Mannes sind müde. Er sieht noch eine Weile wie durch Nebel die frohe Bewegtheit um sich und hört das wilde Stimmengewirr. Dann sinkt er auf die Matten zurück und fällt sogleich in Schlaf.

Die Werbung

Am folgenden Morgen erwacht der weiße Mann als erster. Um ihn lagert in Matten gehüllt ein Teil der Reisegesellschaft. Pale, der Getreue, liegt dicht neben ihm, Arme und Beine weit von sich gestreckt wie ein trunkener Faun. Er schnarcht wie ein rostiges Pumpwerk. Vor der Hütte jagen sich zwei Schweine, und eine Kinderschar steht schulterdicht und sieht mit Staunaugen auf den weißhäutigen Mann. Sobald er sich aufrichtet, stieben sie auseinander wie Hühner, zwischen die man einen Stein wirft.

Der Fremde blickt um sich. Eine frische Briese weht ihm vom Meere her ins Gesicht und weckt seine Lebensgeister.

Natürlich: sein erster Gedanke ist — Sanini. Ob sie? — Er beginnt leise zu pfeifen.

Dann packt ihn die Ungeduld. Er neigt sich über Pale. „Sole e!“ Heda, Freundchen! Er schüttelt ihn. Pale schläft. Er bläst ihm in die Ohren. Vergeblich! Er hält ihm mit beiden Händen die geblähten Nüstern zu. Da erst reißt Pale erschrocken die Augen auf und kommt zu sich.

„Pale, du weißt, was du mir versprochen hast.“

„Faatali! Faatali!“ [1]). Der Erwachte gähnt wie ein Raubtier. „Ua sua le tai!“ Das Wasser steigt.

„Red nicht in Bildern, Pale! Jetzt heißt's handeln.“

„Lelai!“ [2]). Er springt mit einem Satze vor die Hütte, schüttelt und reckt sich und tritt dann in vollster Wachheit mit artiger Gebärde vor seinen Gebieter. Er nennt ihn „afioga“, Hoher Herr, und sagt: „Ich werde für dich sprechen und alles sehr gut machen“. Seine schwarzen Kirschenaugen sind blank vor Zuversicht. Er gleicht jetzt in seinem zinnoberroten Lendentuch einem jungen Gladiator.

Zuvor allerdings sollte man noch ein Bad nehmen. Darin sind sich beide Männer einig. Zu einer Brautwerbung muß der Mensch gewässert und durchlüftet sein. Also. Schon eilen die Zwei im Wettlauf zum Flusse. Die Hüllen fallen, der braune und der helle Leib tauchen in die Flut. Sie umschwim-

---

[1]) Geduld! Geduld!

[2]) Gut.

men einander wie zwei Seehunde und steigen dann wieder ins Tageslicht. Die Sonne trocknet.

Im Galopp geht's zurück zur Gasthütte. Die hat sich inzwischen geleert. Pale nimmt vom Gebälk eine Kokosflasche und reibt des Freundes Leib mit wohlriechendem Kokosöl, bis er von Kopf bis zu den Füßen glänzt wie lackiert.

Der weiße Mann läßt es geschehen. Er ist in großartiger Stimmung. Einmal umarmt er Pale und sagt: „Mensch!" so verliebt ist er, so voller Erwartung.

Und dann putzt und striegelt er sich mit der Sorgfalt eines Stutzers. Im Restbestand seiner europäischen Besitztümer ist noch ein fliederfarbenes Sporthemd. Das wählt er. Um die Hüften kommt nach langer Zeit einmal wieder sein Leibgurt aus der Marinedienstzeit „Mit Gott für König und Vaterland".

Pale macht Telleraugen. Er wirbelt sich dreimal um sich selbst. Jawohl, so ist Siaosi ein richtiger Papalagi.

Richtig — der Magen hat auch seine Rechte. Er knurrt und will befriedigt sein. Pale sucht etwas Verzehrbares. In diesem Augenblick schreitet ein Insulaner mit einer gewaltigen Bananentraube über den Rasen an der Hütte vorüber. Pale springt ihm nach, hält ihn an, reißt einige der reifsten Früchte aus der Traube und ballt sie seinem Freunde zu: „Sole e — sapo!" He Freund, fange. Der Beraubte lächelt: „Faa 'molemole!" [1]).

Und dann — der weiße Mann gibt sich noch einen letzten Ruck — schreiten die beiden der Hütte des Brautvaters zu. Ernst, gravitätisch, ja feierlich. Man muß fast ums ganze Dorf. Dann endlich, von breitausladenden Mangobäumen umschattet, liegt vor ihnen das Häuptlingshaus.

Pale schiebt seinen Freund zuerst in die Hütte. Der verneigt sich ringum: „Talofa lava!" „Talofa le alii!" tönt es zurück.

Geradevor auf einem Thron von Matten sitzt Saninis Vater, der Häuptling, gliedermächtig, massig und rundlich wie eine Buddahstatue, auch mit gleicherweise verschränkten Beinen. Neben diesem, das kohlrabenschwarze Haar zu kurzen

---

[1]) Bitte schön.

Borsten geschoren, hockt nicht minder würdig eine Matrone, sein Weib. Beide lächeln, das übliche Insellächeln.

Auch Kiki, Tupuasa und Nafanua sind bereits anwesend. Wohlwollen und Erwarten liegt auf ihren Gesichtern. Fraglos: sie haben vorgearbeitet. Man reicht Matten. Man bittet die Gäste sich zu lagern. Sie müssen unmittelbar vor dem Häuptling und seiner Gattin Platz nehmen.

Der weiße Mann mißtraut dem Lächeln der beiden. Er spürt Ablehnung. Ja, in des Weibes Augen flackert sogar Mißtrauen. Die Selui zwischen ihren violetten Lippen zittert.

Auch Pale hat diese Gegenströmung sofort erspürt. Er versagt. Er schnappt nach Luft wie ein Fisch im Sande und findet keine Worte. Eine peinliche Stille entsteht. Indessen ruhen des Häuptlings Blicke begehrlich auf des weißen Mannes Leibgurt.

Dieser bemerkt es. Froh, einen Gegenstand der Annäherung zu haben, streift er den Gurt ab und reicht ihn dem Häuptling. „Fa'amolemole!"

Der dankt und legt ihn betrachtend über seine fetten Schenkel. „Lele lava! — Mai Siamani?" [1]). „Joe, von Deutschland." Den Anker kennt er. Die Krone weiß er nicht zu deuten.

Pale muß dolmetschen. Er erklärt, daß solches Gebilde die höchsten Häuptlinge Europas als Kopfschmuck tragen.

Der Würdenträger lächelt, überlegen, ungläubig. Seine massigen Hände streichen behutsam über den Gurt, als sei er ein Katzenrücken.

Pale flüstert dem Freunde ins Ohr: „Der Häuptling hat Freude an deinem Gurt, gib ihn ihm als „alofa".

„Aber gewiß. Gerne!" Pale reicht als Ersatz sofort seinen durchschwitzten Lederriemen.

Er verkündet prunkhaft dem Häuptling die Gabe des Gastes, als handle es sich um die Übergabe eines Staates.

„Faafetai tele lava!" Der Häuptling neigt sein Haupt vor dem Spender. Und — ohne im geringsten an Würde dabei zu verlieren — probt er allsogleich den Gurt um seines Leibes Rundung.

---

[1]) Sehr schön — Von Deutschland?

[2]) Geschenk.

Diesen Augenblick benutzt Pale zur Eröffnung seiner Rede. Er springt gleichsam mitten hinein. Seine Worte kommen wie kleine Geschosse, von denen eines dem anderen nachjagt. Zuweilen platzen sie auseinander wie Volltreffer. Sie fallen mit solcher Wucht, daß der Häuptling verschiedentlich von seinem Gurte zu dem Redner aufsieht. Der bleibt unbeirrt. Er macht Gesten, als fordere er den Alten zum Zweikampf, dann wieder, als wolle er in Unterwürfigkeit zerfließen.

Nachdem der eifrige Fürsprecher wohl eine Stunde lang ohne spürbaren Widerhall geredet hat, reißt dem weißen Manne die Geduld. „He sole, was redest du?" Er zupft ihn am Lendentuche.

Pale macht Trotzlippen und Stirnfalten. „Ich sage dem Manne, wer du bist, daß dein Herz stark ist wie die Sonne und dein Verstand groß ist wie der des größten Häuptlings. Daß es ihn ehre, dir Sanini zum Weibe zu geben und daß du ihm viele Nachkommen schenken willst."

„Na ja, schön, Pale. — Trotzdem, faß dich kurz!"

Jetzt dreht sich Pale dem Freunde zu und sagt mit schulmeisterlicher Gebärde: „Saninis Vater ist ein großer Häuptling. Siehst du nicht, daß die Samoaner ihre Lasten von der Schulter nehmen, wenn sie hier vorüberkommen? Ich muß ihm vieles sagen. Ich kann ihm gar nicht genug sagen. Ich muß ihm noch viel mehr sagen."

Also fügt sich der Gemaßregelte. Er raucht mit Andacht die Selui, welche ihm gereicht wird und läßt seinen Werber weiterreden, in der Einsicht, daß selbst an diesen göttlichen Gestaden der Mensch nicht frei ist, sondern sich willig Gesetz und Sitte zu fügen hat.

Plötzlich entdeckt er Sanini. Er sieht sie vom Strande her der Hütte zueilen. Ihre mächtige Haarflut tanzt im Wiegeschritt. Sie tritt wortlos gewichtig mitten in die Versammlung. Ein Ruch von Meer und frischer Salzluft geht von ihr aus. Sie sinkt mit Grazie in die Hocke. Ihr Ausdruck ist uninteressiert, teilnamslos.

Der weiße Mann sieht unentwegt zu ihr hin. Ihre Blicke gehen an ihm vorüber.

Pale redet unbeirrt. Einmal deutet er auf Sanini und von

ihr auf den Freund. Der kann sich des Eindrucks nicht erwehren, Pale habe seine Rede noch einmal begonnen; jetzt nur mit Einbeziehung der beiderseitigen Helden. Endlich unterbricht ihn der Häuptling. Er spricht bestimmt und kurz, nur wenige Worte.

Pale wendet sich seinem Freunde zu: „Der Häuptling meint, du sollest mit Sanini selber sprechen".

Ein äußerst verständiger Mann, denkt der Weiße und nickt dem Häuptling in Einverständnis zu. — Er sieht nach Sanini. Sie sitzt selbstverloren ihm gegenüber und spielt mit ihrer großen Zehe. Das morgendliche Bad hat ihr Blut erhitzt, es glüht unter der goldbraunen Haut, als ob ihr Leib von innen her brenne. Was sollte er diesem erdhaften Geschöpf sagen? — Er kommt sich lächerlich vor, lächerlich und dumm. Vielleicht, wenn er mit ihr alleine gewesen wäre — doch so, gleichsam in der Öffentlichkeit? — — Es bleibt ihm nichts übrig, er muß Pale nochmals um Vermittlung bitten. „Also, Pale, paß auf. Und keine lange Rede mehr! — Du fragst sie — und damit basta."

Pale ist folgsam wie immer. Er rudert in Saninis Nähe und stellt ihr, auf den weißen Mann deutend, die entscheidende Frage.

Sanini schweigt, als habe sie nichts gehört. Ihr Gesicht verrät keinerlei innere Bewegung. Sie fächelt sich mit einem großen herzförmigen Fächer.

Als Pale seine Frage wiederholt, schlägt sie ihn mit der Breitseite auf den Mund. Er macht Schmollippen und rückt mit hangendem Kopfe wieder zu seinem Freunde zurück. Als habe er jede Hoffnung endgültig aufgegeben.

Sie nimmt ihn nicht ernst, denkt der weiße Mann. — Saninis Blicke richten sich jetzt auf ihn. Er lächelt sie an. Zärtlich, werbend, mit Wärme. Es macht ihr keinerlei Eindruck. Sie betrachtet ihn wie einen Gegenstand. Dann plötzlich senkt sich ihre Blicklinie von oben nach unten, ihr Mund öffnet sich und spricht: „Etasi — e lua — e talu — e fa — e lima — e ono".

„Pale, was sagt sie?" Der weiße Mann schüttelt seinen Freund. „Pale, träumst du? Ich will wissen, was Sanini gesagt hat."

Pale schweigt. Seine treuen Augen blicken gequält in die des Freundes.

„Wird's bald!"

„Sie zählt die Knöpfe an deiner Jacke."

„Ach so."

Der weiße Mann errötet. Es ist beschämend. — Er sieht um sich — die erlauchte Gesellschaft hat nichts gesehen und nichts gehört. Sie pflegt ihr übliches „tantalatata"[1]). Diese Insulaner sind wenigstens taktvoll.

Sanini erhebt sich. Ohne Rückschau gleitet sie aus der Hütte und wiegt sich über den Rasen. Aber natürlich — auch sie scheut die Öffentlichkeit. „Pale los, hinterher!"

Pale folgt widerwillig. Seine Arme schlenkern. Er ist ohne jeden Elan.

Kurz bevor die Männer Sanini am Strande einholen, wird Pale nochmals unterrichtet. „Du frägst sie nochmals — ernstlich — das letzte Mal!"

Pale tritt Sanini in den Weg. Sie stutzt und bleibt stehen. Pales Ton hat jetzt Energie. Man hört deutlich heraus: entweder — oder.

Doch schärfer und bestimmter noch klingt Saninis „E leai!", ihr Nein. Und zugleich sieht sie den weißen Fremdling an mit Augen, die ihn weit von ihr abrücken, die unzweideutig und wie ein Gesetz sagen: Du gehörst nicht zu mir.

Der weiße Mann fühlt beschämt diese aus der Tiefe des Blutes aufsteigende triebsichere Ablehnung. Er wendet sich ab und geht.

Der Palolo[2])

Dem weißen Mann sind vorerst alle Heiratgelüste vergangen.

Er hat diese Meermenschen einmal wieder — wie oft schon!

---

[1]) Geschwätz.

[2]) Ein eßbarer Wurm, der nur einmal im Jahre an der Meeresoberfläche erscheint.

— gründlich unterschätzt. Auch in ihm spricht noch die Selbstüberheblichkeit der weißen Rasse. Nach den Begriffen europäischer Überkultur hatte eine Insulanerin einem Weißhäutigen unbedingt und sofort hörig zu sein.

Sanini hat ihn eindringlich belehrt, daß dieses Denken ein Irrtum ist. Er schätzt sie eigentlich jetzt erst recht. Ja, er bewundert sie, trotz ihrer Ablehnung.

Pales Enttäuschung ist viel größer als die seine. Er ist lange verstört. Seine Sammetaugen trüben sich jedesmal, wenn er an das Erlebte zurückdenkt. Einmal tröstet er den Freund: „Siaosi wird ein Weib haben, ehe der neue Mond kommt". Es kränkt ihn tief, daß dieser über seine Worte lacht.

Um so ritterlicher ist er um ihn bemüht. Er führt ihn in die Gesellschaft dieses freundlichen Strandes ein. Er zieht wie ein Hofmarschall mit ihm von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte und stellt der Inselwelt seinen Freund vor. Es ist gut, daß dieser die Sprache des Landes noch nicht versteht, bemalt ihn doch Pale mit allen Vorzügen und Tugenden, wie ein Verliebter sein Mädchen. Er liebt ihn auch wirklich und hat seine ganze Seele an diesen Fremdling aus Europa gehängt.

Also ist der weiße Mann wie eingebettet in Wohlwollen und freundliche Zuneigung, wohin er auch kommt. Und dies ohne jedes Bemühen von seiner Seite. Dessen bedarf es nicht. Jeder folgt dem jedem innewohnenden Sittengesetz.

Dieses nimmt sogar den weißen Mann gefangen. Er hat noch nie in seinem Leben soviel Taktgefühl geübt, war nie so höflich, als hier an dem Gestade dieses weltfernen Eilandes. Dieses Miteingebundensein in altehrwürdige festgefügte Sitten erzeugt in ihm ein stetes Wohlbefinden. Er fühlt sein insulares Leben stetig als würdig.

Freilich, diese Eilande sind begnadet. Sie kennen den Kampf ums Dasein nicht. Jeder kommt als Versorgter auf die Welt. Not, Entbehrung und Daseinssorgen sind unbekannte Begriffe. Die unendliche Fruchtbarkeit schließt sie aus. — Wenn der weiße Mann an Europa denkt, so überkommt ihn Wehmut.

Doch Pale läßt ihm nicht allzu viel Besinnung. Er ist unermüdlich um die Zerstreuung seines Freundes bedacht und zieht

ihn immer wieder mit hinein in alle insularen Freuden. Da ist vor allem das große in Aussicht stehende Palolofest, von dem er mit flammender Begeisterung spricht. Er nennt diese Zeit „taumafamua“, was soviel heißt wie: die Zeit, in der es viel zu essen gibt.

Eines Nachts rüttelt Pale den weißen Mann aus dem Schlaf. Trunken reißt sich der Gestörte hoch. Ein starker Lichtschein blendet seine Augen, er vernimmt tosenden Lärm. Pale reicht ihm eine Fackel: „Siaosi, sieh um dich. Der ‚mali'o‘[1]) geht zum Meere, der Mond hat einen Hof, in zehn Tagen wird der ‚palolo‘ erscheinen“.

Der weiße Mann wirft die Matte zurück und springt hoch. Als ob das Erdreich unter seinen Füßen lebe. Seine Schlafmatte kreuzend, quer durch die Hütte, drinnen und draußen, überall, soweit er sehen kann, vereinzelt oder in zusammenhängenden Massen, kriechen häßliche, langbeinige, schmutziggraue Krebse. Alle wandern in gleicher Richtung vom Busche dem Meere zu, um dort ihren Liebestribut zu geben.

Es ist die Zeit der Fruchtreife, welche alle Kreatur ergreift, welche alles, was Erde heißt, aufruft zur großen Schöpfungstunde. Es ist eine heilige Zeit im Leben des Meermenschen, sie erhält seine Seele im Einklang mit dem Unendlichen, dem Grenzenlosen, dem Ewigen.

Wenige Tage darauf sendet der Häuptling die Fischer hinaus zu erkunden, ob das Meer schon „die große Freude“ verrate. Sie kehren zurück mit der Kunde, daß viel Schaum das Wasser bedecke.

Sogleich versammelt sich die Gemeinschaft der Häuptlinge im großen Gemeindehaus, die verheißende Tatsache zu feiern und den „palolo“ festlich zu erwarten.

Freudiges Erregtsein läuft von Hütte zu Hütte und teilt sich allen mit. Sie sind noch lauter und gesprächiger als sonst, Lieder ertönen, und nun beginnt ein allgemeines Vorfreuen und Feiern Tag um Tag bis tief in die Nächte.

Auch der weiße Mann feiert mit. Er sitzt unter den Meermenschen, wie einer der ihren. Pale meint, er solle sich nur noch tatauieren lassen, dann sei er ein richtiger Samoaner.

---

[1]) Krebs.

Und bald kommt die große Stunde. Der Tag geht in der Nacht unter. Sie ist hell im Scheine des Mondes. Silbern liegt das Meer. Es klatscht und kreischt und donnert an der Brandung. Der helle Strandweg ist von den blauen Schatten der Palmen übergittert. Braune Leiber bewegen sich hindurch, alle in einer Richtung dem Dorfplatze zueilend, um der Siva, dem großen Tanze, beizuwohnen. Hier ist ein Gewimmel wie auf einem Markte. Singend sammelt sich die Menge und lagert dichtgedrängt auf dem weiten Rasen.

Gleich bunten Traumgestalten wachsen aus der hellglasigen Bläue die aufgeputzten Gestalten der Tänzerinnen auf. Blitzlichter funkeln auf sattgeölter Haut. Muschelketten klirren. Sie schwirren wie ein Taubenschwarm zueinander und lassen sich in weitem Halbrund, ihren Zuschauern zugewandt, im Grase nieder.

In ihrer Mitte thront die Mädchenkönigin von Falealili: Sanini. Starr, statuenhaft, vom frischen Öl wie Bronze glänzend. Über ihrem Haupte schwankt ein mächtiges Gebilde aus Menschenhaaren, Papageienfedern und Muschelspiegeln, die kostbare „tuiga". Sie scheint gewachsen. Der Schmuck gibt ihr etwas Überlebensgroßes. Um ihren Hals starrt ein blendender Zierkragen aus den Zähnen des Wals. Brust und Leib bedeckt ein dichtes Mieder aus Blumen und Blütenblättern. Es reicht hinab bis zu den Hüften, die ein weicher, breitfallender, schreibunter Tanzgürtel umhüllt.

Auf die Mädchenkönigin sind alle Augen gerichtet. Sie ist der Mittelpunkt des Geschehens. Der Gesang verstummt. Schon beginnt das Schlagen der Matten als Einleitung zum Tanze. Während die Zuschauer leise anschwellend brummen und summen und im strengen Wechsel von laut zu leise in die Hände schlagen, wiegt sich Saninis Oberkörper leise im rhythmischen Hin und Her. Ihre Arme erheben sich, sanft steigend, als ob sie aufblühten, ihre Hände öffnen sich wie Kelche. Ihr ganzer Leib beginnt wie aus innersten Kräften zu leben.

Die Tänzerinnen zur Linken und zur Rechten folgen jeder ihrer Bewegungen. Auch sie schwanken und wiegen im rhythmischen Takte. Es sieht aus, als ob der Wind ein Blumengewinde bewege.

Und dann — einer aufsprühenden Feuergarbe gleich — springt Sanini hoch. Sie gleitet quer über die Silberwiese, breitgestellt wie ein Segelboot. Sie scheint zu schweben, ihre Füße berühren kaum den Rasen. Sie wogt vor und wieder zurück. Mit eins, wie ein Feuerreifen kreiselnd, wirbelt sie auf der Mitte des Platzes. Hier bleibt sie an der Stelle, ihren Körper langsam wieder entspannend, bis ihre Glieder nurmehr zucken wie kleine Wellen am Strande, bis sie nur noch in leisesten Schauern erbeben. Und wieder scheint sie erstarrt. Nur ihre Augen schweifen suchend ringsum.

In diesem Augenblick löst sich aus der Schar der Zuschauer eine Mannesgestalt. Frech mit bunten Querstrichen im Gesicht bemalt. Sie naht wie ein Faun. Voller Übermut und Begehr. Sanini schreit auf. Sie schreit so gell, daß die Urwaldberge ihren Schrei zurückwerfen. Ihre Arme flattern gelöst wie im Sturm gepeitschte Äste, sie schleudert sie wie Lanzen in Abwehr vor. Sie flieht, rastet, lockt und flieht wieder. Der Jüngling folgt ihr, er umspringt sie täppisch wie ein Bär, wild und verzerrt wie ein Narr, dann wieder heroisch, Leidenschaft und Würde in jeder Bewegung. Er berührt Sanini nicht. Nur in der Sprache der Geste offenbart er sein Begehren.

Zwischen den Zuschauern hockt der weiße Mann. Still und in sich gesunken. Mit großen offenen Augen. Er atmet kaum, so steht er im Banne dessen, was er sieht. Er begreift es in diesem Augenblicke vollends nicht mehr, daß er einmal nach diesem bluterfüllten Wesen begehrt und mit der Gewißheit eines Toren geglaubt hatte, ihr unwiderstehlich zu sein. Er fühlt sich klein und gedemütigt.

Noch hängt der Mond silbern zwischen den Wipfeln der Palmen und gießt sein blankes Licht zwischen diese seltsame Buntheit, als der Tanz jäh abbricht und alles wie aufgescheucht zum Strande eilt. Ein großer seltsamer Eifer beginnt. Auslegerboote flitzen ins Wasser und pfeilen durch die Lagune wie fliegende Fische.

Der weiße Mann steigt in das größere Boot des „faifeau“ [1]), das sechzehn seiner Schüler hinausfahren. Nach dem Takte

---

[1]) Lehrer und Dorfpriester.

der Ruderschläge singen sie ihren Bootsang „Lu—e, lu—e mai a la oe si—wa é á ó ia ma—li—e!" Wo ihre Stimme die Höhe erreicht, schlagen sie mit den Rudern auf den Bootrand.

Einer der Knaben lenkt das Fahrzeug durch das Seichtwasser der Lagune. Er steht aufrecht am Bug, übergroß gegen das im ersten Frühlicht sich aufhellende Meer. Sein schlanker, sehniger Körper schwingt wie eine Gerte.

Kurz vor der hohen Luvkante des Riffes zieht man die Ruder ein und läßt das Boot treiben. Die Jünglinge halten im Singen inne und starren schweigend über den Bootrand ins Meer. Und alle die flinken Auslegerboote treiben jetzt still auf dem grünglasigen Wasser wie welke Blätter auf einem Teiche. Und auch ihre Insassen sitzen regunglos und sehen nieder in die Tiefe. Kaum ein anderer Laut ist zu hören, als das Harfen des Meeres auf dem Riffgrund und das dumpfe Getöse der Brandung. Selbst die kreisenden Albatrosse halten ihren Schrei zurück, sie schweben mit weitausgebreiteten Schwingen nahe über dem Wasser, die Köpfe tief gesenkt, und auch ihre Augen hangen an der Tiefe.

Mensch und Tier wartet auf den Augenblick, in dem der Schoß des Meeres sich öffnen und seine unermeßliche Fülle darbieten wird.

Wie zwei ruhende graufarbene Ungeheuer liegen Meer und Himmel nahe beieinander. Plötzlich scheinen sie sich zu regen. Schichten schieben sich gegeneinander, es entstehen lichtere Tiefen, und dann ist es, als ob Farbe in die graue Ferne ströme. Hinter dünnen Wolkenschleiern zucken Strahlen auf, wie Goldlanzen aus der Tiefe des Meeres emporgeschleudert und zugleich bricht ein Sprudel auf, schüttet Licht und Gold empor in den Tag — die Sonne geht auf.

Im gleichen Augenblick greift die erste braune Hand ins Wasser und bringt einzelne, fadenartige blaugrüne Gebilde herauf — der „palolo".

Die Menschen sind aus ihrem Schweigen und Starrsein erwacht. Ein Jauchzen und Freuen springt von Boot zu Boot. Während die Sonne sich zu reiner Klarheit rundet, beginnt ein wildes Schöpfen mit Händen, Bechern und Netzschöpfern, daß die Boote sich von der Fülle neigen.

Das Wasser hat jetzt feste Gestalt bekommen. Milliarden um Milliarden der kleinen Lebewesen tauchen zum Lichte empor, um beim ersten Eintritt in die Schöpfung zu platzen und zu sterben. Das Meer schwankt wie fließendes Pech. Die wilden Seevögel stehen darauf, schreien und füllen sich ihre Bälge.

Als das Boot des „faifeau" zum Strande zurückkehrt, stehen die Urwaldberge lichtgrün gegen das Blau des Himmels. Sattfarben heben sich von dieser Helle die schwanken grünen Wedel der Palmen ab. Jede Form, auch die kleinste, ist scharf in Umriß und Linie, alle Dinge geben sich nah und körperhaft. Wie bunte Vögel, die zum Ufer schwimmen, gleiten die flinken Einboote zum Lande zurück.

Pale kommt herangerudert und läßt den Freund in sein Kanu blicken. Er hockt bis zu den Knien in seiner wimmelnden Beute.

„Siaosi, nie schenkte das Meer soviel Palolo. Wir werden für lange Zeit zu essen haben."

„Pale, unser Leben ist ein immerwährendes Fest. Ich werde dein schönes Land nie wieder verlassen können!"

Aolele

Die beiden liebeerfahrenen Frauen, Nafanua und Tupuasa, haben mit ihren Werbeversuchen für den weißen Mann nicht nachgelassen.

Nur reden sie dieses Mal nicht vorher, sondern stellen ihn vor eine vollendete Tatsache.

Er erfährt sie aus dem Munde Nafanuas, welche sich eines Morgens neben ihn hockt und ihm, wie es des öfteren geschieht, ein Schwätzchen anbietet. Das Thema ist Europa, Deutschland. Nafanua kennt des weißen Mannes Heimat aus jener Zeit, da sie mit Kiki und Pale, der noch ein Knabe war, mit einer Völkerschautruppe den Kontinent bereiste. Sie ist stolz auf dieses große Erlebnis, sie ist stolz darauf, daß sie sich dem weißen

Mann in seiner Sprache verständlich machen kann. Es gibt also der Vorwände genug, ihr Anliegen vorerst noch zu umhüllen. Sie macht einen Umweg.

Doch auch dieser Umweg enthält schon Vorbereitung. Sie sagt: „Siamani ist schön, aber schöner noch ist Samoa. Denn die Sonne in deiner Heimat ist kalt, und keine Meeresluft weht hindurch. Und die Menschen sitzen so dicht zusammen wie die Fliegen am Munde eines Kindes, wenn es süße Bananen gegessen hat. Und alle rennen und eilen, als ob die Lava von Savaii hinter ihnen wäre".

Der weiße Mann hat diesen Ansichten nichts entgegen zu halten.

„Du solltest für immer in Samoa bleiben, Siaosi."

„Sollte ich? — Ja, ich will es ja auch, Nafanua."

„O lele!" — Jetzt kann sie einschwenken. Ihre rauhe Stimme füllt sich mit Wärme und Mütterlichkeit, und dem weißen Mann ein wenig näher rückend, sagt sie, wie bittend: „Siaosi, heirate du die schöne Aolele aus dem Bezirk Falelua. Sie ist mit Mase und Polivia, ihren Eltern, von Savaii aus dem Orte Palauli herübergekommen. Diese Aolele ist schön wie eine Puablume und reif wie die Brotfrucht, wenn sie vom Zweige fällt."

Ein feiner Sprühregen stäubt nieder und macht Nafanua frieren. Sie sitzt tiefeingehüllt in ein weites gelbes Tuch, aus dem nichts als ihr kupferfarbener faltenreicher Kopf hervorsieht. Wie aus Pech gedreht liegen ihre schwarzen Haare auf dem leuchtenden Goldgelb. Alte Kupplerin, denkt der weiße Mann und lacht sie an. „Nafanua, die Mädchen, die du mir bringst, wollen mich nicht."

Da breitet die Alte ihr Tuch auseinander, sie streckt die knochigen Arme hervor und hält ihre schmalgliedrigen Hände mit den hellrosa Innenflächen dem Manne hadernd entgegen. Dieses Mal läge der Fall anders als bei Sanini. Dieses Mal habe er zu entscheiden und nicht das Mädchen.

„Und wenn ich dieses Mal nicht will?"

„Dann bist du ein ula lapo 'a" [1]).

„Danke schön."

---

[1]) Dickkopf.

Sie ist sichtbar gekränkt, daß der weiße Mann sie nicht ernst nimmt. Ihre Finger tippen unruhig auf die Matten. Dann wiederholt sie die Worte ihres Sohnes: „Es ist nicht gut, wenn ein Mann lange ohne Freude ist“. Sie klingen aus ihrem Munde wie eine mütterliche Mahnung.

„Schon gut, Nafanua. Ich werde mir selber ein Mädchen suchen.“

„Du wirst keine finden ohne mich.“ Ihre schwarzen Augen richten sich steilauf und tanzen.

Der weiße Mann lacht: „Abwarten!“

Da verläßt sie die Hütte mit strafenden Blicken, den gelben Mantel hinter sich herschleifend, stolz wie eine Tragödin.

Zwei Tage später sieht der weiße Mann drei Gestalten sich der Gasthütte nähern. Es ist unzweifelhaft: sie steuern geradewegs auf ihn zu. Er sieht ihnen voll Spannung entgegen. Und er vermutet sogleich, daß dieses wohl sein möchten: Aolele, die Gepriesene, Mase und Polivia, ihre Eltern. Es zeigt sich, daß er sich nicht getäuscht hat.

„Talofa alii!“ Sie treten ein.

„Talofa lava!“ Der weiße Mann dankt.

Sie lassen sich nieder. Artig, formvollendet. Die beiden Alten links und rechts, den weißen Mann flankierend, geradevor in einiger Entfernung das Mädchen.

Polivia, die Mutter, redet. Sie spricht deutsch, ein wenig unbeholfen, doch verständlich. Nur bei dem r und ch verzieht sich ihr Gesicht. Sie ist mit Nafanua damals in Europa gewesen. Davon spricht sie jetzt. Sie preist Siamani. Mit leidenschaftsloser Ruhe und großen ehrlichen moorbraunen Augen.

Der weiße Mann hört ihr geduldig zu, voll Erwartung und Spannung, wohin sie zielen möge.

Sie spricht davon, wie sehr sie wünsche, daß auch ihr Kind einmal das ferne schöne Land sehen möge. Sie hat viele Gedanken, wie man sie in Europa nicht anders haben würde. Sie sagt, auf Aolele weisend, daß ihr Kind jetzt in dem Alter sei um zu heiraten, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als daß sie die Frau eines weißen Mannes würde.

Noch sind ihre Worte sachlich und nichts von einer Absicht verratend. Sie wirft auch die Frage ein, wie es dem Fremd-

ling auf den Inseln gefalle. Erst im weiteren Verlauf wird ihre Rede lebhafter und klingt wie verborgene Werbung. So als sie mit niedergeschlagenen Augen versichert, daß es kein größeres Glück für eine Samoanerin gäbe, als Kinder von der Farbe des Mondes zu gebären.

Mase, der Gatte, nickt und peitscht bestätigend seinen Fliegenwedel auf der Matte. Verschiedentlich gluckst er ein „oiii" oder „o lelei!"

Dann hebt sich Polivias Stimme und den Fremdling jetzt groß und offen ansehend sagt sie: „Ich weiß, daß in jedem weißen Manne helle Gedanken leben, wie sie kein Samoaner hat. Sie steigen ebenso zahlreich wie die Buschtauben aus Urwaldwipfeln aus seinem Kopfe und bringen seinem Weibe Glück und Reichtum".

Diese Lobpreisung läßt keinen Zweifel mehr über die Wünsche dieser Mutter und macht dem weißen Manne bewußt, daß alle Äußerungen ihm gelten und er persönlich gemeint ist. Dies versetzt ihn in einige Wirrnis. Steht er doch noch unter dem Eindruck einer Ablehnung. Es gab also unter den Insulanern keine Gleichwertung von Blut und Rasse, wie-sonst könnte dieses Weib so inbrünstig für ihr Kind um ihn werben.

Er blickt jetzt zu dem Mädchen. Sogleich besinnt er sich auf die Worte Nafanuas: „Sie ist schön wie eine Puablume und reif wie eine Brotfrucht, wenn sie vom Zweige fällt". Sie hatte wirklich nicht übertrieben. Der weiße Mann fühlt sein Blut erwärmen, da er sie anschaut.

Polivia bemerkt dieses Betrachten. Sie schweigt jetzt.

Aolele ist feingliedriger und etwas dunkelhäutiger als Sanini. Doch sie ist echt und schmuck. Reines polynesisches Blut. Ihre braune Haut leuchtet. Die Schultern glänzen wie polierte Kugeln. Eine seidige Last krauser tiefschwarzer Haare fällt darüberher und umrahmt ein herzförmiges Kindergesicht mit kleinen aufgeworfenen Trotzlippen. Ihre feuchten beerenschwarzen Augen sehen den weißen Mann warm und ohne alle Scheu an.

Dieser Blick macht ihn vollends unschlüssig. Eine große Wirrnis bricht in ihm auf. Einen Augenblick hört er gemah-

nend die Stimme seines Blutes. Er denkt an das „Leai!" Saninis. Auch diese gemahnt ihn. Doch die süße Lockung ist bereits zu mächtig.

Wohl streifen noch andere Gedanken sein Bewußtsein. Doch sie gehen nicht tief. Wie sie kommen, so gehen sie wieder. Heiratete er dieses Mädchen, so war er diesem Inselvolke für alle Zeiten verbunden. Seine Kinder würden eine Eingeborene zur Mutter haben. Er würde Europa niemals wiedersehen.

Keiner dieser Gedanken schreckt ihn. Er ist entschlossen, auf den Inseln zu leben und zu sterben. Er hat unter diesen Meermenschen seine Heimat gefunden. Seine Wahlheimat.

Zudem: er ist ein Mann mit gesunden Sinnen. Die Erde verlangt auch von ihm Willigkeit. Warum soll er diese Willigkeit in sich verdrängen? Er mag nicht nur in Bildern und Sehnsüchten leben. Ihn verlangt nach Wirklichkeiten.

Der weiße Mann fühlt sich in einen seltsamen Bann hineingezogen, aus dem er sich nicht mehr zu befreien vermag. Als ob aller Wille in ihm gelähmt sei. Jetzt dünkt es ihn frevelhaft, das Leben fortzuweisen, da es also zu ihm kommt, ihn zu beschenken. Als er Aolele nochmals ansieht, ist er bereit, mit diesem Kinde der Inseln das Leben in einer Zweiheit zu wagen. So fragt er Polivia: „Würdest du mir dein Kind zum Weibe geben?"

Bei dieser Frage hebt Polivia beseligt ihren Kopf. Ihr gütiges braunes Matronengesicht gewinnt freudige Größe. Eine Spannung wie zum Sprunge tritt in ihren gelassenen Hocksitz, als ob sie den Fremdling umarmen wolle. Und fast jauchzend sagt sie: „Es gäbe kein größeres Glück für mich!"

Nochmals zögert der weiße Mann einen Augenblick, dann sagt er in letztem inneren Entschluß, jetzt auch Mase einbeziehend: „So gebt mir Aolele zum Weibe".

Auf diese Worte verstummt Polivia vor übergroßer Freude. Ihr Oberkörper wiegt sich, ihre Hände machen ziellose Griffe, und dann lacht sie herzhaft, schmetternd wie ein Kind.

Erst nachdem sie sich wieder gefaßt hat, dankt sie auch in Worten. Und aus einem jeden klingt hell die Ehrfurcht vor dem weißen Blute und ihre aufrichtige Freude, es für ihr Kind gewonnen zu haben. Doch sie denkt auch wirtschaftlich und be-

tont, daß die Hütte ihrer verstorbenen Schwester für ihn und Aolele bereit stehe. Sie brauchten nur die Bastvorhänge zu heben und die Feuerstelle zu zünden. Ihre Goldaugen funkeln und leuchten in warmer mütterlicher Fürsorge.

Mase bleibt still. Er schwingt seinen Fliegenwedel wie eine Kinderfahne, und seine buschigen Augenbrauen tanzen lustig auf und ab. Sobald der weiße Alii ihn anschaut, macht er eine Bewegung, als ob er sich verneige.

Alsdann schüttet Polivia ihrem Kinde die Fülle ihres Herzens in strömenden Worten hin, sie umschlingt sie geradezu damit. Zuweilen gluckst ihre Stimme vor Jubel und dann wieder steigt sie und scheint zu singen. Aolele wippt freudig auf ihrer Matte. Ihre Lippen heben sich lächelnd von einer Kette schlohweißer Zähne. Noch wagt sie nicht aufzusehen, ihre Bernsteinaugen sind bis zur Hälfte von langen schwarzen Wimpern bedeckt. Noch zupft sie eine Weile verlegen an der roten Pandanuskette, dann plötzlich heben sich ihre Lider, und sie sieht den weißen Mann an, leuchtend, vertrauend.

Dieser rückt ihr jetzt nahe. Er nennt sie zum ersten Male bei ihrem Namen: „Aolele". „Die fliegende Wolke."

Eine feinsternig tatauierte Hand steigt an seinem Arme empor und bleibt auf seiner Schulter liegen.

Da blickt Polivia mit bedeutungsvollem Ausdruck zu Mase, als ob sie sagen wollte: nun ist die größte Sehnsucht meines Herzens gestillt.

Hochzeit

Der weiße Mann hat eine „fafine", eine Frau, unter den Mädchen des Landes gewählt.

Diese Kunde jagt die ganze Meeresküste entlang, von Siumu bis Tiavea. Sie geht von Mund zu Mund.

Lautes Tantalatata rauscht von Dorf zu Dorf, durch alle Hütten.

In die Schale des Lebens ist eine süße Frucht gefallen. Nun blicken alle Inselkinder hinein und lächeln: das liebe Leben.

Pale, der immer Zärtliche, gehabt sich, als ginge es um ihn selber. Er ist trunken vor Freude. Er boxt den weißen Mann in die Seite und triumphiert: „Hab ich's nicht gesagt, Siaosi? Ua alofagia oe! Du wirst geliebt! Du solltest immer auf deinen Freund hören".

Er stellt sich breitbeinig vor die bräutliche Aolele und versichert mit monumentaler Wucht: „Kein Mann kann dich glücklicher machen als dieser Siaosi". Er scherzt sie an: „Alle Mädchen Samoas werden platzen vor Neid". Aolele verbirgt ihr Gesicht hinter dem Gegitter ihrer Finger, derart bringt er sie in Verlegenheit.

Auch Nafanua und Tupuasa rauschen herbei und nicken und lächeln und begrüßen den Alii wie Siegerinnen. „Malie!" Bravo! In Nafanuas Nachtaugen blitzt dazu ein verstohlener Triumph. Selbst einen weißen Mann sollte man nie ernst nehmen.

Die große Gasthütte ist bald zu klein für die vielen erfreuten Menschen. Man umlagert sie von früh bis zur Nacht. Selbst aus entlegensten Dörfern sind Abgesandte gekommen, sich zu überzeugen und Kunde einzuholen über das große Ereignis.

Man sieht nur lachende strahlende Gesichter.

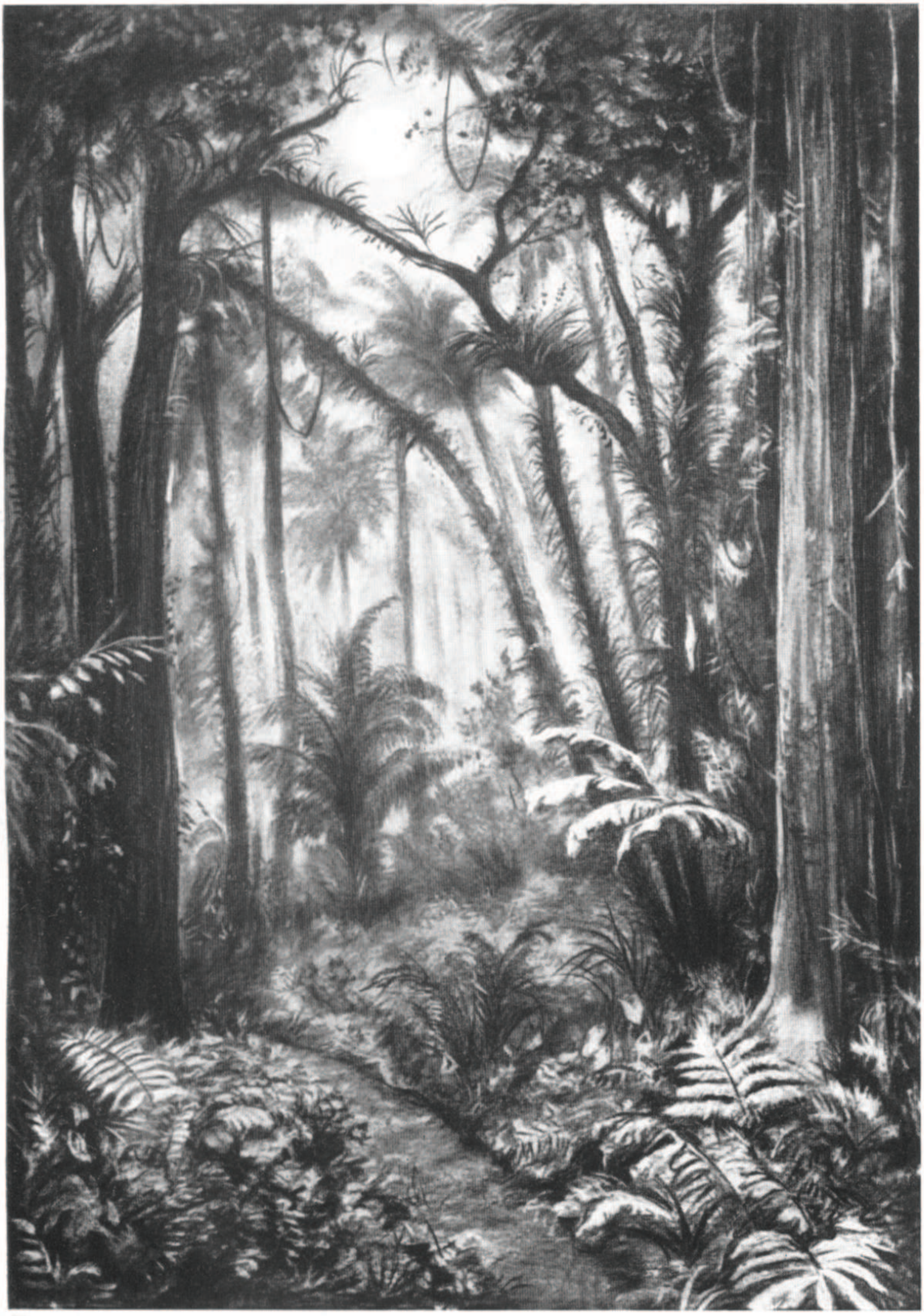
Siaosi und Aolele werden bestaunt wie Heilige, welche das Glück verheißen.

Goldbraun verbindet sich mit Weiß. Zwei artfremde Welten finden zueinander.

Doch noch hat die Obrigkeit nicht gesprochen. Auch in Ozeanien muß der Wille zweier Menschen amtlich beglaubigt sein, ehe er gilt. Soweit hat Europa den Meermenschen schon bezwungen.

Es ist der Geist der Ordnung, welcher es verlangt. Das Begehren nach Harmonie ist dem Insulaner bluthaft, jede Ordnung aber ist Import. In diesem Falle gleichbedeutend mit Registratur. Sie hat laut Gouvernementserlaß vom Soundsovielten zu erfolgen durch den jeweils zuständigen örtlichen oder bezirklichen „pule nuu", eine Art Gleichschaltung zwischen Amtsrichter und Oberhäuptling.

Und also spielt man Europa. Das heißt die standesamtliche Trauung vollzieht sich schon am folgenden Tage.



Braut und Schwiegereltern erscheinen hochfestlich. Polivia, die Brautmutter, in jugendlichem halbseidenen Hänger, Mase, der Vater, in steifgestärkter Litevka, Stil Hafenstadt, darunter ein „lavalava“[1]) von blütenhafter Weiße. Beide sind blumengeschmückt. Polivia üppig, fast überladen, Mase bescheidener. Wie Sterne am nächtlichen Himmel leuchten kleine schlohweiße Kaffeeblüten in seinem schwarzen Kräuselhaar.

Dann die Braut. Sie blüht in Farben, und ein Wohlgeruch umwölkt sie wie von einem Frühlingsbeet. Polivia hat ihre Haarflut sittsam in zwei ölglänzende Flechten gebannt. Armdick. Wie Feuerfunken brennen heißrote Hybiskusblüten in jeder Verschlingung. Ihre Brüste ruhen wie reife Früchte in einem Miederkorb aus Farnen und Moosen, Arme und Unterkörper umwellt ein Hängegewand aus durchsichtigem lichtesten Musselin. Bei jeder Bewegung scheinen ihre Glieder dieses lockere Gewebe zu durchbrennen, so stark leuchtet das braungoldene Fleisch hindurch.

Als der weiße Mann ihr entgegen eilt, verschlägt es ihm den Atem. Er begrüßt sie mit dem herzlichsten Worte, das es für eine Samoanerin gibt „siula!“, was soviel heißt wie Liebste.

Aolele reicht beide Hände und stottert: „Gu-tan Mor-gan Liaba!“

Polivia lächelt befriedigt. Sie hat ihr diese Worte am Morgen wohl dreißig Mal vorgesprochen, bis es klappte.

Aolele nimmt eine der Blüten aus ihren Flechten und steckt sie dem weißen Manne hinter das rechte Ohr. Sie ist ohne alle Scheu. Ihre Finger tanzen liebkosend an ihm herum.

Der Bräutigam muß sich beherrschen. Das Glück fiebert in ihm, macht ihn übermütig. Das Amtliche aber verlangt Würde.

Er ist nicht wenig überrascht, Saninis Vater als den „Alii Kaisalika“, als den kaiserlichen Standesbeamten, Sanini selbst als Trauzeugin zu finden. Sie bestaunt die Braut mit freimütigen Blicken, neidlos, doch nicht frei von Neugierde. Sie umgeht sie einmal im Kreise, um auch die bräutliche Rückseite zu erfahren.

Der Häuptling hat aus Tisch und Stuhl eine Kanzlei aufgebaut. Er entnimmt einer Kampferkiste das Standesverzeich-

[1]) Lendentuch.

nis, Tinte und Feder und ersucht die Brautleute, vor ihm auf der großen Hausmatte Platz zu nehmen, indes er selber die Schwere seines Körpers mit bedrohlicher Wucht auf das europäische Sitzmöbel niedersenkt.

Er ist ganz im Banne seiner Pflicht, kurz, ernst, sachlich. Er hat offenbar auf dem „malo“ [1]) in der Hafenstadt abgelauscht, wie man sich als kaiserlicher Beamter zu benehmen hat. Sicher hätte er geschnarrt, so seine durch Vokale verwöhnte Zunge es zuließe. Immerhin — er versucht es. Dieser Papalagi sollte nicht glauben, daß er nicht auf der Höhe sei.

Mit seinem Federhalter auf den weißen Mann deutend, fragt er: „O ai lou igoa?“.

„Wie du heißt?“ flüstert Pale, der als Dolmetsch dicht hinter dem Brautpaar hockt.

„Siaosi.“

„Nein! Dein deutscher Name.“

„Georg.“

Pale buchstabiert.

„Aiga?“

„Wie deine Familie heißt.“

„Schwabe.“

Pale buchstabiert abermals.

„O le aso o le fanau?“

„Wann du geboren bist.“

„Am ersten Oktober 1899 zu Hamburg.“

Pale übersetzt: „O le muamua oketopa tasi le afe valuselau ivasefulu ma le iva Hamepuka.“

Der Alii Kaisalika nickt dankend und wendet sich zu Aolele. Bei ihr geht es schneller. Der Dolmetsch erübrigt sich.

Sie ist erst vor vierzehn Jahren in Palauli geboren.

Nach Eintragung aller Daten folgt die eigentliche Trauhandlung. Auch sie vollzieht sich nach europäischem Vorbild. Der Häuptling liest eine Trauformel ab und fragt danach die Brautleute, ob sie willens sind die „faaipoipoga“ miteinander einzugehen.

Pale flüstert das Ja zu: „Ioe!“

„Ioe!“

---

[1]) Amtshaus.

„Ioe!" echot Aolele.

Sodann reicht der Alii Kaisalika dem Brautpaar mit aufgelöst heiterem Angesicht seine Hand und nennt sie zum ersten Male mit den angetrauten Namen: „Siaosi Sawabe, le tane", der Ehegemahl, „Aolele Sawabe, le tamaitai", die Ehefrau.

Die Eheleute sagen ihr „Faafetai tele lava lau susuga!"[1]) und empfangen zum Abschluß eine mit vielen Umständen und Verbesserungen ausgefertigte Heiratsurkunde.

Und nun schreiten, vom ganzen Dorfe geleitet, die Hochzeiter der kleinen Hütte zu, welche für das junge Paar gerichtet ist.

Sie liegt unweit, nur durch eine dichte Bananenpflanzung vom Dorfe getrennt, hoch und luftig auf einem vorgelagerten Lavasockel mit freiem Blick auf Meer und Riff. Mit ihren zwanzig Pfosten und dem hochgewölbten Dache darüber gleicht sie aus der Ferne einem luftigen Vogelbauer.

Aolele flattert zuerst hinein. Sie hüpft darinnen herum wie ein bunter Wundervogel. Sie streichelt die Pfosten, sie legt die Hände flach auf den Boden. Sie gurrt zuweilen wie eine Buschtaube. Dann ruft sie ihren Siaosi: „Sau ia!"[2]).

Der weiße Mann kommt. Er benimmt sich, als sei dies alles Selbstverständlichkeit.

Auf dem Rasen vor dem Hause liegt das Heiratgut. Aoleles Mitgift. Tanumafili, Mases Bruder, übernimmt die Zeremonie der Überreichung. Er beginnt weitausholend mit satten Wortfloskeln und prächtigen Bildern. Dann, mit dem Fuße in einen Haufen köstlicher „siapo"[3]) stoßend, höhnt er: „Ein ärmlicher Plunder, den wir dem weißen Manne da zu bieten haben! — Nicht wert, daß er ihn mit seinen Augen anschaut". Er hebt eine kostbare „ie toga"[4]) und rollt sie der Menge zugewandt auf. „Habt Ihr schon eine ärmlichere Matte gesehen, wie diese? — Als sei sie aus verrottetem Schlingkraut geflochten, als habe der fliegende Hund sie in

---

[1]) Besten Dank, hoher Herr.

[2]) Nun komm doch.

[3]) Basttücher.

[4]) Matte.

seinem Neste gehabt.“ Er schleudert sie verächtlich zur Seite. Ebenso die zierlichen Körbchen aus Pandanus mit reichem Schmuck aus dem schwarzen Bast der Bergbanane, die zierlichen feindurchbrochenen Holzfächer aus schönstem Pauholze in der Form von Taroblättern und andere Kostbarkeiten. „Schande über diese Familie, die einem weißen Manne wagt, solche Erbärmlichkeiten zu schenken! Sie will durch sein Blut ihre Sippe veredeln. Sie ist dessen niemals würdig.“

Die Menge jubelt dem Redner zu: „Malie'e!“. Sie jubelt auch Pale zu, der sich jetzt wie ein Volksredner auf den erhöhten Steinrand der Hütte stellt und im Namen des Papalagi das Wort ergreift.

„Wir haben geschlafen, und was wir hörten, war nur ein Traum. Ha, seht doch nur die Fülle dieser Gaben! Seht diese Matten!“ Er hebt eine „'ie sina“, eine Schlafmatte. „Geschlechter haben auf ihr geruht. Geschlechter wurden auf ihr gezeugt. Geschlechter starben auf ihr und sahen zum ersten Male die Sonne! Sie ist ebenso schön wie die heilige Matte „laga 'ula“. Sie ist würdig eines Königs, würdig eines weißen Mannes. Und wird ihm nicht diese Jungfrau“ — er deutet auf Aolele — „dazu geschenkt! Nein, Ihr braucht Euch Eurer Gaben nicht zu schämen!“

Wieder ertönt ein tosendes „Malie'e!“ der Menge.

Sobald der Redner schweigt, geht alles nahe, die kostbaren Gaben zu bewundern. Man geht aber auch auf die andere Seite des Rasens, wo etliche Fässer mit Salzfleisch geöffnet stehen, mächtige Blechgefäße mit Schiffzwiback, ganze Reihen von Dosen und Gläsern aufgeschichtet lagern. Büchsenlachs, Cornedbeef und blumenbunte „loli“ [1]) für die Mädchen und Kinder. Der weiße Mann hat sein Konto in der Hafenstadt nicht gering belastet. Auch an Genüssen des Landes fehlt es nicht. Pale hat etliche Ferkel aufgetrieben. Sie liegen goldbraun geröstet in einem Kranz von Taro, Yams und Bananen.

Der Anblick begeistert die Menge. Die Mägen knurren. Alles ist zum Angriff gerüstet. Und bald werden Eßmättchen

---

[1]) Zuckerstein.

verteilt, der Segen ergießt sich darauf, Schmausen und Schmatzen beginnt.

Es ist ein gewaltiges Stück Arbeit, welches zu leisten ist, und es geht bis zur Nacht, ehe sich die Vorräte merkbar lichten und die Ersten gesättigt vom Hochzeitmal, vom Kawatrunk und Redeerguß sich erheben und in ihre heimischen Hütten zurückkehren.

Der Missionar

Als die Sonne über den Ferneinseln Manono und Savaii aufsteigt, tritt Pale mit den Seinen die Rückreise über das Gebirge an.

Er geht ohne Abschied. Es ist nicht seine Art, sich oder anderen das Herz schwer zu machen. Er hat ein feinstes Fühlen für alle Forderungen der Seele. So weiß er auch, daß es ein heiliges Gebot ist, zwei junge Eheleute alleine zu lassen, damit sie zueinander finden.

Zu gleicher Zeit rüsten auch Polivia und Mase mitsamt ihrer Sippe. Man stößt die Boote vom Strande ins Meer, und bald schaukelt eine kleine Fregatte singend in Richtung Südwest den heimatlichen Gestaden zu.

Das junge Paar steht am Strande und winkt, winkt bis das letzte Boot im Geschäume der Wogen entschwindet.

Und nun sind Siaosi und Aolele zum ersten Male allein.

Ein Gefühl innigster Beglückung erfüllt den weißen Mann und spiegelt sich auf seinem Gesichte. Er erfaßt erfreut die Hand, welche Aolele ihm kindlich reicht.

Neckisch, mit halboffenem Munde, lacht diese ihn an, indessen sie im Schreiten des weißen Mannes Arm schwingt. Sie reißt sich los, läßt sich fangen, entwindet sich wieder und nochmals. Ihr Übermut steckt Siaosi an, beider Lachen erfüllt den Strand.

Sobald sie in Sicht ihrer Behausung kommen, bleibt Aolele wie gebannt stehen, sie äugt scharf hinüber und sagt, voll tiefstem Erschrecken: „O le faifeau!"

An einem der Pfosten lehnt ein dunkles Etwas, eine Gestalt, widerspruchvoll in ihrer Gräue gegen das satte Geleuchte ringsum.

Eine Ahnung steigt sogleich in dem weißen Manne auf, während die Zwei jetzt wortlos hügelan steigen. Dann gibt sich der Fremde klar zu erkennen. Es ist der Faifeau, der deutsche Prediger der englischen Mission. Siaosi faßt Aoleles Hand fester.

Die graue Gestalt erhebt sich, sobald die Zwei die Hütte betreten: „Gott zum Gruße!" Zwei glanzlose Augen versuchen höflich zu lächeln; eine hagere Gestalt neigt sich vor dem weißen Manne.

Dieser steht aufrecht und fragt mit scharfer Betonung: „Was gibt uns die Ehre?"

Eine matte Stimme antwortet: „Ich hielt es für meine Pflicht, dem jungen Paare meine Glück- und Segenwünsche auszusprechen". Er reicht beiden seine blutlosen Hände. „Möge Sie der Allmächtige in seinen gütigen Schutz nehmen."

Aolele reißt ihre Hand hastig zurück und zieht Siaosi mit sich herab auf die Hausmatte; sie setzt sich eng an seine Seite und blickt mit großen Frageaugen wie ein gescheuchtes Kind auf den Gottesmann.

Auch dieser hat sich niedergelassen. Mit hochangezogenen Beinen. Zwei hagere harte Kniee drücken sich auf einer schmutzig-blinden Sutane ab. Sie fällt tief über zwei enggestellte plumpe Zugstiefel.

„Es ist Ihnen sicher bekannt," erhebt sich von neuem die matte Stimme dem jungen Ehemann zugewandt, „daß Aolele in meinem christlichen Schutze aufgewachsen ist". Des Geistlichen weißliche Wangen überziehen sich mit einer leichten Röte. „Gott hat ihr reiche Gaben geschenkt. Sie war eine der besten und begabtesten Schülerinnen der Papauta-Schule."

Den Blick sodann hart und streng auf die Gepriesene gerichtet, sagt er mit hoher Stimme: „Leider ist das liebe Kind nur allzu früh meiner Hut entwachsen. Leider. Immer wieder entglitt sie meinem Bemühen, ihr das Heil zu bringen, ihre Seele zu Christus zu führen. — Es ist die Stimme ihres Blutes, welche sie immer wieder zurückruft in ihr Heidentum und

ihre kindlichen Sinne verdunkelt. Es gibt der trüben Einflüsse auf diesen Inseln leider zuviele".

Seine in tiefen Höhlen liegenden milchig zerflossenen Augen wenden sich jetzt wieder dem weißen Manne zu. Doch sie sehen ihn nicht an. „Ich hoffe nun, daß Sie" — er betont — „dieses junge Geschöpf, das Gott in Ihre Hand geführt hat, in die Sonne des Lebens geleiten".

Der Angeredete lächelt, lächelt über das Bild aus diesem Munde.

Der Graue hat es bemerkt. „Daß Sie mich nicht mißverstehen. Ich spreche bildlich. Es ist natürlich jene Sonne gemeint, welche uns von Christus leuchtet."

Der weiße Mann schweigt. Angewidert, empört, ob dieser plumpen christlichen Dringlichkeit. Sie verschlägt ihm jegliche Rede.

Sein Schweigen beirrt den Eiferer. Er verstummt für eine Weile, wie um sich zu sammeln. Man hört von der See her das Geraune zerfließender Wogen und in kurzen Abständen ein fernes Tosen: die Brandung am Riff. Es klingt gewaltig gegen die lebenswelke Stimme, die mit schärferer Betonung erneut anhebt. „Sie schweigen, junger Mann, ich entnehme daraus, daß Sie mit mir einig sind, und so darf ich wohl auch annehmen, daß Sie gewillt sind, mit diesem Mädchen ein christliches Leben zu führen.

Wie könnten Sie auch auf den Segen Gottes verzichten!"

Der Eiferer erspürt es nicht, wie seine Worte wirken. Er geht geradenwegs auf sein Ziel zu. Seine entsagenden Augen bekommen plötzlich etwas wie ein Leuchten. Es ist nicht das schöne Leuchten innerer Erlöstheit, sondern ein Leuchten, das aus einer qualvoll gebundenen und fanatischen Seele kommt. Seine tonlose Stimme ist jetzt scharf und spitz: „Und nun komme ich zu dem, was mich hierhergeführt hat: Wann gedenken Sie, Ihre Ehe christlich segnen zu lassen?"

Auf diese Frage antwortet der weiße Mann. Kurz, sachlich, ablehnend.

Die graue Gestalt fährt sichtbar zusammen: Alle Linien in dem bleichen Gesicht fallen nach unten, und eine fade weinerliche Stimme klagt: „Sie Unseliger! So wollen denn auch Sie

das Band der Ehe mit Füßen treten? Anstatt zu helfen, daß alle böse Saat erstickt wird, streuen Sie Dornen aus und feindlichen Samen. Ich beschwöre Sie! Helfen Sie uns! Sich! Gott! Wissen Sie denn nicht, daß wir Brüder eines fernen Erdteiles nur deshalb von Gott hierhergesandt wurden, um diesen armen im Heidentum befangenen Seelen den rechten Pfad zu weisen?"

Den rechten Pfad? Jetzt erhebt sich der weiße Mann. Er ist empört über die Anmaßung dieses Verblendeten. Wer gab ihm das Recht, das Heiligste dieser Insulaner zu betasten mit rohen Fingern, ihnen, die ihren Gott in ihrer ureigensten Weise erlebten, aufzudrängen die Irrlehre Europas und sie herauszureißen aus ihrer köstlichen Harmonie? Er bebt vor Zorn. Doch zugleich ist ihm klar: Soweit reicht die Ehrfurcht und Erkenntniskraft dieses Mannes nicht. Also treibt ihn auch nichts, ihn zu belehren. Doch mit großer Bestimmtheit sagt er: „Wir leben in verschiedenen Welten. Und ich bitte Sie darum, mich und auch mein Weib fortan mit jeglichen Erlösung- und Bekehrungversuchen zu verschonen". Er tritt bei diesen Worten vor die Hütte, damit kund tuend, daß sich der Gottesmann entfernen möge.

Der Faifeau erhebt sich. „So möge Gott sich Ihrer und der armen Heidin erbarmen!" Es klingt wie ein Fluch.

Die magere Gestalt entweicht raschen Schrittes schattenhaft im satten Grün des Bananenlaubes. Es verschluckt sie.

Wie das Dunkel selber, denkt der weiße Mann. Ekel preßt ihm die Kehle. Er blickt Aolele an. Beider Augen treffen sich, und zugleich legt das junge Weib seine Arme um des Mannes Schultern und zieht ihn an sich. Ganz nahe. Sein Kopf liegt in der Flut ihrer Haare wie eingebettet. Keiner spricht. Doch dieses Schweigen ist voller Verstehen.

Siaosi durchbricht es zuerst. „Dieser Faifeau möchte auch uns so freudlos machen, wie er selber ist."

Diese Worte versteht Aolele nicht, doch sie erspürt an ihrem Ton, daß ihr Geliebter nie fordern wird, wie jener Eiferer, an dessen Belehrungen sie mit Schaudern zurückdenkt.

Aus ihres Blutes reinlicher Stimme hat sie immer wieder jedes aufgenötigte Heil wie ein Spielzeug zertrümmert und

sich ohne Bewußtsein, wie auch ohne Beredung oder Aufnötigung, immer erneut in die freie Obhut dessen gestellt, den ihre Ahnen die große Sehnsucht nennen.

Sie gibt diesem kindlichen Sich-selbst-treu-bleiben jetzt Ausdruck in den Worten: „Ta 'ino 'ino o le faifeau!" Ich hasse den Priester.

Nun bedauert es der weiße Mann, daß er diesem Weibe in seinem prangenden Trotz und in seiner blutbestimmten Hingabe an den rauschenden Strom des Lebens nicht sein Denken vermitteln kann in Worte. Er kann sie nur immer wieder anlächeln, ihr über die goldbraunen Wangen streichen und denken: Wer ist mehr in Gott wie du!

Junge Ehe

Ewiger Frühling.

Ewige Sonne.

Darunter das Meer, ein unermeßliches Blau, im All verrauschend als Unendlichkeit.

Dröhnend tost am Riff die Brandung, das ewige tönende Lied der Inseln. Stimme der Kraft, Stimme der Ewigkeit. Durchwirkt vom zärtlichen Geraune gebrochener Wogen, aufschäumend zu weißen Garben, verplätschernd, sterbend auf schlohhellem Sande.

Weißliches Licht tropft vom Himmel, durchflutet den Raum, blendend, allen Farben Kraft gebend und Tiefe. Wie aus Stahl leuchten die geschwungenen Rippen der Palmwedel, die großen Früchte darunter glänzen golden poliert. Zuweilen raschelt es in den Wedeln, ein dumpfer Schlag ertönt wie ein Schuß: eine Nuß fällt reif zu Boden.

Der weiße Mann liegt mit offenen Augen auf seiner Schlafmatte und denkt und sinnt und schaut.

Aolele liegt neben ihm. Sie schläft tief. Müde geküßt. Sie träumt. Sie flüstert zuweilen unverständliche Worte. Ihr dunkler Kopf liegt dem weißen Manne zugewandt im Gehege ihrer schwarzen Haarflut.

Siaosi berührt sanft ihren Arm — wie Sammet. Er umstreicht ihr herzförmiges Angesicht wie oft schon mit liebenden Blicken. Er nimmt es ganz bewußt in sich auf. Als wolle er das liebe Geschöpf damit enträtseln. Er sieht, daß der Abstand ihrer Augen voneinander seltsam groß ist und ein breiter Sattel sie trennt. Wie schwarze Rüschen liegen die dichten Wimpern fast bis auf die Wangenhöhe reichend. Er betrachtet ihre Nase, die zierlichen Löcher, die klein sind, wie mit einem Stift hineingestoßen, ihren geschwungenen Mund, dessen Lippen eine leichte Verfärbung ins Bläuliche zeigen. Sie sind stark, doch keineswegs häßlich. Er sieht, wie sich ihre hochgewölbten festen und schalenartigen Brüste im Rhythmus der Atmung heben und senken. Seine Hände tasten nach ihrer Haarflut, er läßt sie behutsam durch seine Finger gleiten. Er ist völlig eingebannt in Betrachtung.

Solche Stunden sind ihm die schönsten. Sie kehren immer wieder, und er schöpft sie aus bis zur Neige. Dann genießt er die Geliebte, wie man die Erde genießt, ohne alle Ichsucht, geradeso wie man Blumen, Felsen oder das Meer betrachtet. Mit einer Liebe, die nichts von Lohn weiß, liebkost und umschaut er das junge Weib. Sein Weib. Und es ist ihm Offenbarung, Bild und Gleichnis der Schöpfung, nicht anders als jedes Geschaffene, das sichtbar und greifbar in der Zeit steht.

Doch es gibt auch andere Stunden, in denen sich zwei wesensverschiedene Welten widerstehen und einander Probleme aufnötigen.

Zumal der junge Ehemann muß nach vielen Seiten hin umlernen. Er ist noch eingebunden und verhaftet in jene Welt seines Blutes, die alles wandeln möchte durch das Wort und durch des Gedankens Kräfte.

Dem widersteht Aolele. Sie ist Blut, nur Blut. Blut als der treibende Quellwille zum Leben. Sie ist nie vom Gedanken, nie von der Vernunft her bestimmt, zuerst und wesentlich vom Strome des Lebens.

Und also ist sie die Stärkere. Siaosi erlebt an ihr das Absolute der Natur, dem er sich zu beugen hat.

Er gibt es bald auf, sich sein Weib hörig machen zu wollen im Sinne eines Europäers. Weil Aoleles Wesen sich in seiner

erdhaften Wucht und Geschlossenheit von Anfang an behauptet, ist es an ihm, als Mann bewußten Sinnes, das junge Weib aus seiner Naturgebundenheit heraus zu verstehen und sich ihm anzupassen.

Dies gelingt ihm, weil er Aolele liebt. Und so gleicht ihr Leben einem Spiel.

Des weißen Mannes Hast und Beweglichkeit stört dieses Spiel zuweilen. Doch Aolele stellt stets ihre schwere erdhafte Ruhe entgegen.

Für sie ist das Leben Unendlichkeit. Es gibt darum nichts Törichteres, als mit der Zeit zu geizen, sie zu berechnen oder gar zu zerschneiden. Aolele ruht gleichsam in jeder Daseinsäußerung, ist immer mitten darinnen; einerlei ob sie ißt, singt, träumt, oder in den Nachbarhütten ein Tantalatata pflegt. Die Dauer eines Erlebens oder Geschehens ist stets unabhängig vom Zeitbegriff, sie wird ausschließlich bestimmt von Stimmung, Lust oder Harmoniegefühl. Die Zeit als solche ist ihr unbekannt. Aolele will leben — leben — und immer wieder nur leben. So bestimmt es der Rhythmus ihres Blutes.

Siaosi aber möchte seine Zeit halten. Der Europäer in ihm verlangt Rechenschaft über seine Stunden. Er merkt es: es ist nicht leicht, restlos von sich fortzukommen. Er ist noch weit entfernt von der Hingegebenheit der Meermenschen, ist noch gebunden an die Lebensformen europäischer Vernunftwelt. Und zwingender als ihm selber bewußt wird. Jugend und Naturfreude täuschen ihn.

Er möchte immer etwas tun, etwas arbeiten. Oft kribbelt es ihm in den Fingern. Doch es ist schwer etwas zu finden. Seine Behausung wehrt sich gegen jeden europäischen Eingriff; sie ist harmonisch, ist vollkommen. Er braucht nur das wunderbare Sparrengewebe über sich zu sehen, um die Hände von jeder Erneuerung oder Ergänzung zu lassen. Soviel Stilgefühl besitzt er.

Dennoch: es widerstrebt ihm, immer nur zu träumen, immer nur in vegetativer Ergriffenheit dahinzudämmern. Er muß irgend etwas Greifbares und Sichtbares vollbringen. In diesem Drange beginnt er, die nähere und weitere Umgebung seiner Behausung zu klären und zu reinigen. Er säubert den

Bananenstand, beschneidet die Tipolabüsche zu Hecken und legt einen neuen Pfad zum Strande an. Im Geschatte eines weitästigen Mangobaumes errichtet er eine Bank und einen Tisch davor. Er arbeitet mit Hingabe, als sei dieses Tun sein Pflichtwerk.

Aolele sieht seinem Werken von der Matte aus zu. Ohne regen Anteil. Sie weiß: der Weiße läßt immer seine Hände flattern. Es muß seiner Natur wohl zugehörig sein.

Als Aolele sich zum ersten Male auf die Bank setzt, erkennt der Werkbesessene seine Torheit und zertrümmert das europäische Gebilde im Augenblick. Auch die Aufsäuberung empfindet er jetzt als Irrtum. Ihre Klarheit hat keinen Gewinn gebracht, sondern die Heimlichkeit aller Zufälle zerstört und dafür nichts als Nüchternheit geschaffen.

Aolele selber arbeitet nur nach Trieb und Lust, nie aufgezwungen. Und wenn sie etwas tätigt, so geschieht es ohne Mühe und ohne Beschwer. Zumeist singt sie dabei. Es ist ein Vergnügen, Siaosis Hemden in der Lagune zu waschen. Es ist eine Lust, aus einem einzigen Palmblatte einen Tragkorb zu flechten. Das schönste aber ist, seine Haare zu kämmen und den blühenden Leib mit wohlriechenden Ölen zu salben und zu pflegen. Hierin ist sie unermüdlich, damit verbringt sie die meiste Zeit.

Ohne jegliche Gewissensbisse überläßt sie Siaosi die Betätigung im Kochhause, das Backen der Brotfrucht, das Bereiten der wilden Taube oder das Ausnehmen eines Fisches. Sie kennt keine Wertung der Arbeit zwischen den Geschlechtern. So ist beider Gemeinsamkeit vollkommene Freiheit. Jeder kann sich ausleben, wie es ihn treibt.

Ja, Siaosi ist darauf bedacht, Aolele möglichst von nüchterner Tätigkeit ferne zu halten. Sie soll nur da sein, als Schöpfungwesen, sich selber genug.

Damit kommt er ihrem Wesen entgegen. Nichts befriedigt das junge Weib mehr, als wunsch- und wortlos neben Siaosi zu lagern, erdgebunden, nicht anders, als wie Palme bei Palme steht, eingesunken in willenloses Sein.

So gerne der weiße Mann nun mit eintaucht in den Bann solcher Triebverlorenheit, bricht doch immer wieder der Euro-

päer in ihm durch, der Mensch der bewußten Ziele und Absichten. Dann muß selbst Aolele sich in Zwang nehmen und ihrem lehrhaften Gebieter zu Willen sein.

„Aolele, was heißt auf Samoanisch: Bringe mir eine Kokosnuß?"

„Aumai se nui."

„Gut. — Was heißt also in Deutsch: Aumai se nui?"

„Mich bringe gute Kokosnuß."

„Bringe mir eine Kokosnuß."

Siaosi müht sich. Seine Geduld ist ohne Grenzen. Er will Licht in diese Seele bringen. Er will sie innerlich auflockern, ihr Bewußtsein wecken, sie aus Blut und Ahnen in das Reich des Erkennens stellen. Er will sie erlösen. Dazu benötigt er der Sprache.

Aolele wehrt sich nicht. Sie ist willig, aufgeschlossen und von schnellstem Erfassen. Siaosi empfindet sie nie begrenzt oder schwerfällig. Auch ihr Lernen gleicht dem Spiel. Zudem: sie hat drei Jahre lang den deutschen Unterricht in der Papautaschule der englischen Mission genossen und verfügt aus dieser Zeit noch immer über einen beträchtlichen Schatz von Worten. Die steigen jetzt wieder aus ihrem Unterbewußtsein hervor, und Aolele ist beglückt darüber, daß sie sich stündlich mehren und auch der Geliebte sich ihre Sprache zu der seinen macht. Oft ist es wie ein Wetteifern zwischen beiden.

Als Siaosi zum ersten Male mit ihr gemeinsam „le pese vii o le moana", das Lied vom Meere, singt, umschlingt sie ihren Meister, als ahne auch sie die große Beglückung, welche in jeder Sprache liegt, als dem ewigen Werkzeug, Menschen untereinander aufzuschließen und aus den Einsamkeiten zu erlösen.

Die Sprache trägt von Tag zu Tag neuen Reichtum und größere Weite in ihr Leben, und plötzliches Verstehen und Begreifen löst in beiden immer erneuten Jubel aus. Bald werden auch die Zusammenhänge begriffen, und es mehren sich die Stunden, in denen Aolele Siaosi bittet, ihr zu erzählen. Und er gibt ihr freudig die schlichtesten Elemente seines Schauens und Erinnerns.

„Sieh, Aolele, diese Ameisen sind so stark, daß sie eine Last

forttragen können, zehnmal so groß wie sie selber sind. Das ist nicht anders, als ob Siaosi ein ganzes Samoahaus auf seinen Schultern davonschleppte."

Aolele staunt.

„Aolele! Aller Wald in Samoa ist grün. In Siaosis ferner Heimat gibt es eine Zeit, in der wird der Wald bunt, so bunt wie der kleine Buschpapagei, bunt wie die farbigen Fische in der Lagune. Und wieder gibt es eine Zeit, in welcher der Wald friert, alle Bäume ihre Blätter abschütteln und nackend dastehn. Doch bald fallen weiche Flocken vom Himmel, Flocken so weich wie die Wolle des Kapokbaumes, und hüllen alle ein und wärmen sie. Und dies ist auch die Zeit, in der alles Wasser erstarrt und hart wird wie Lavagestein, so daß man über jeden Fluß schreiten kann, als sei da ein fester Pfad."

„Oh, Siaosi!"

„. . . . . . aber natürlich, Aolele. Es gibt in meiner Heimat nur Menschen mit einer hellen Haut wie dein Siaosi."

„Und sie wohnen in Hütten aus hartem Gestein, und diese sind oft höher noch wie eine ausgewachsene Palme. Und oft leben in einer Hütte mehr Menschen als in einem ganzen Samoadorfe."

„Oh, oh, Siaosi!"

So nimmt Aoleles Geist Fremdgut auf, dessen sie nicht bedarf, das ihr aber die irrige Vorstellung einer Bereicherung gibt, das sie nicht ablehnt, weil es ihr die Liebe des weißen Mannes schenkt.

Meerweib

Im stillen Wasser der Lagune fährt ein Kanu. Es jagt über die glatte Fläche wie gepfeilt, kaum das Wasser unter sich berührend. Aolele treibt es. Die Paddel schwingt weitauswuchtend wie ein Flügel. Aoleles geschmeidiger Körper wiegt und biegt sich im Rhythmus des Ruderns. Ihr Haar steht vom Winde gehalten steilab. Sie singt. Warme Akkorde, taktfest,

ruckweise, anschwellend, stetig im Gleichklange mit den Tönen der Brandung. Zuweilen funken ihre Augen zu Siaosi hinüber. Sie lächelt, sobald ihre Blicke sich treffen.

Er möchte sie ablösen. Sie läßt es nicht zu.

Sie fahren auf der lichten silbernen Wasserfläche an langgestreckten Dörfern und dichtumgrünten Palmengestaden vorüber, sie queren größere Buchten und umfahren vorgelagerte Landzungen. Ferne türmen und gliedern sich die Kuppen der Urwaldberge. Wolkenschatten jagen wie große dunkle Vögel darüberhin. In den letzten Weiten blauen unwirklich die hohen Vulkane Tofua und Suisinga. Möven begleiten das Boot, heftig und knarzend mit den Flügeln rudernd. Ihre Perlaugen listen scharf unter sich, und zuweilen ertönt ihr Geschrei gellend, voller Unwillen.

An einem Tief hält Aolele im Rudern inne. Sie wirft die Paddel ins Boot und gleitet ins Wasser, langsam, selbstvergessen, als spüre sie nichts davon, daß sie ein Element mit einem andern vertauscht. Auch Siaosi wirft seine Hüllen ab und plumpst ihr nach. Aolele taucht. Sie bleibt lange unter Wasser. Siaosi sucht sie. In einiger Ferne steigt lachend ihr Kopf auf. Er stößt zu ihr hin. Schon taucht sie erneut. Sie steht senkrecht unter ihm. Er greift in die Tiefe. Vergeblich. Schon gleitet sie um ihn, umkreist ihn, neckisch und willentlich ihn streifend. Als gäbe es für sie keinerlei Widerstand, als sei sie dem Wasser zugehörig wie die Fische, durchschwimmt sie Tiefe und Höhe, fällt sie steilab und steigt senkrecht zur Höhe.

„Meerweib!" ruft Siaosi ihr zu, da er sie also empfindet.

Das Kanu treibt der Riffkante zu. Aolele holt es mit wenigen Stößen herbei. Sie gleitet behende hinein und zieht auch Siaosi herzu. Und wieder schwingt sie die Paddel und treibt das Fahrzeug voran.

Sie fährt jetzt nahe dem Riffe, nur durch dieses von der offenen See getrennt. Die Wasser branden, tosen und donnern jenseits der Leekante. Palmhohe Wogen überstürzen sich, werfen Gischt und Schaum zum Himmel, überspritzen das schwanke Boot und seine Insassen.

Dann — Siaosi hält den Atem an. Er will Aolele zurückhalten. Schon hat sie das Boot quergestellt und zielt auf das

zischende brausende Kochen. Sie steht jetzt aufrecht, von Gischt umfegt. Ihre Augen scharf auf das Wasser gerichtet, peitscht sie die Flut mit wilden Schlägen. Wie ein Pfeil im scharfen Winkel jagt das Boot durch die enge Passage, knapp an den starrenden schwarzgrünen Korallenfelsen vorbei, hinaus in die offene See. Die erste Woge faßt es, hebt es hochauf, so hoch, daß es auf der Spitze des Kammes einen Augenblick schwankt und schüttert und dann wieder jach zur Tiefe gleitet. Und so fort, im wilden Auf und Ab. Einmal steht das Fahrzeug senkrecht gegen eine Woge, als ob es an einer gläsernen Wand hinge. Jedesmal, wenn es über einen Wogenkamm fegt, wirft ihr Mund helle Schreie zur Höhe. Schreie des Jubels über ihre sieghafte Beherrschung.

Siaosi ist mitgerissen von der Gewalt des Augenblicks. Dennoch — der Mann in ihm fühlt sich gedemütigt von dieser überwältigenden Äußerung der Zugehörigkeit zu einem Elemente. Er läßt keinen Blick von Aolele. Es ist ihm, als ob sie sich mit jeder Woge von ihm entferne in eine Unwirklichkeit, als ob ihr Sein in der Wirklichkeit nur ein Traum und sie selber ein Geschöpf der Meeresfreude sei, aber niemals ein irdisches Weib.

Er sieht sie plötzlich in einer Größe und Unerreichbarkeit, die ihn fast erschreckt. Und wie ihre Augen ihn jetzt auch anleuchten, ihre Blicke scheinen ihm aus jenseits von Raum und Zeit zu kommen, von einem Wesen, das ohne irdische Zugehörigkeit aus Welle und Weite und blauer Meeresunendlichkeit in die Sichtbarkeit irrte.

Erst als das Boot durch die nächste Passage aus der gefahrvollen Hochflut wieder in die Stille der Lagune zurückgleitet und Aolele, sichtbar erschöpft, ihm die Paddel zuwirft, findet er wieder zu ihr und fühlt sie nahe als Mensch und Weib.

Doch sein Erschrecken bebt noch in ihm und steht sichtbar auf seinen Zügen.

Aolele hat es bemerkt. Sie schüttelt die Nässe von ihrem Körper, schürzt ihr Lendentuch, beugt sich vor und küßt Siaosi warm und innig.

„Meerweib!" sagt dieser lächelnd noch einmal und umfaßt sie fest, wie um ihre Wirklichkeit zu erspüren.


E. Selz

„Nächstes Mal fahre ich dich bis Siamani!“ Ihre Hand weist auf den fernen Horizont.

Am Flachriff gleiten beide nochmals ins Wasser. Ihre Füße tasten behutsam auf dem rauhen Korallengrunde. Aolele neigt sich und sucht in den Spalten und Gängen nach Eßbarem. Schon nagt sie an einer Seegurke.

Siaosi schaut um und vor sich.

Vom Grunde empor wachsen bunte phantastische Gebilde, rosmarin und zinnoberrot, ockerfarben, weiß und pechschwarz, bald kraus und spröde, bald glatt und flächenhaft. Bäumen und Blüten gleichend, Pilzen und Schwämmen. Dazwischen klaffen zickzackförmige Rinnen, Eingänge zu Labyrinthen, an deren Rändern Blut und Schwefel blüht. Elektrische Fünkchen blitzen aus der Tiefe — blauglühende Fischlein. An breiteren Flächen hangen behäbig Seeigel, strahlen große und kleine Seesterne, in tieferen Winkeln klammern phlegmatische Seekrabben, Hummern und Langusten.

Über diesem lebenssatten Gefilde glutet die ewige Sonne. Sie flimmert weit über der bunten Korallenwiese. Sie haucht ihre Hitze darüber und nimmt sie zurück als tanzende Glut. Sie lagert breit auf jeder Fläche, spreizt sich in jeder Korallenblüte, umfaßt die kleinste Gestaltung und entsaugt ihr wollüstig die Nässe, mit welcher die Dünung alles dauernd umspült. Und so gibt sich mit dem Kommen und Gehen des Wassers ein immerwährendes Aufflammen und Ersterben aller Farben dieser lodernden Brunst, als ein Widerschein unablässiger Gestaltung, ewiger Neuschöpfung.

Siaosi ist ganz im Banne dieser satten lebenerfüllten Schau. Erst ein Aufschrei Aoleles stört ihn auf. Sie winkt ihn herbei. Er eilt an ihre Seite. „O le fe e!“ [1]). Sie steht tief gebeugt und läßt eine Haarsträhne vor einer Riffhöhle tanzen. Im gleichen Augenblick steigt ein bleicher Arm aus der Tiefe empor, dehnt sich und legt sich auf Aoleles Nacken. Siaosi erschrickt und will ihn fortreißen. Aolele wehrt. „Soia!“ [2]). Ihre Arme heben eine molluskenhafte Masse aus der Tiefe. Bleiche Fänge kreisen, umklammern ihren Leib und ihre Lenden. Da wuchtet die Um-

---

1) Ein Tintenfisch.
2) Laß nur.

schlungene das Ungeheuer nahe an sich und stößt ihm ihre Zähne in den Nacken, beißt und schüttelt es, bis die Fänge sich lösen und die schwere Masse absinkt. Sogleich reckt sich Aolele hoch und preist sich selber mit stolzem „Malie! Malie!".

„Malie!" wiederholt Siaosi. Doch ihm graust. Wieder nennt er sie „Meerweib" und wieder fühlt er sie fremd.

Er fühlt einen Druck von sich genommen, als er wieder plaudernd mit ihr auf der häuslichen Matte liegt und sie ihm selbstzufrieden mit Umstand und nicht ohne Lüsternheit in die Bereitung der kostbaren Beute einweiht.

Auf ihrem Nacken leuchtet ein brandroter Flecken: die Saugstelle des Tintenfisches.

Inselglaube

Ein Weißer steht in Ozeanien weit mehr unter Beobachtung als in irgend einer Kleinstadt Europas. Man ist genau über ihn unterrichtet, bis in die kleinsten Tagesangelegenheiten. Zudem: eine Ehe zwischen Weiß und Farbig bietet mehr des Interessanten als eine solche zwischen Gleichblütigen. So steht auch die junge Ehe im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

Das Dorf findet nichts Anstößiges darin, daß der Ehegatte tagtäglich frühmorgens und abends hüllenlos mit seinem Weibe zur Lagune läuft und dort badet. Im Gegenteil. Es ist ferner bemerkt worden, daß der junge Ehemann bei dieser Gelegenheit sein Weib oftmals geküßt hat. Auch dafür hat man Verständnis. Liebe will Ausdruck.

Überhaupt: der weiße Mann ist beliebt. Es fehlt ihm der kränkende Brustton der Überlegenheit der meisten Papalagi. Er gibt sich schlicht und offen. Seine wasserhellen Augen wecken Vertrauen. Er hat auch keinen Vierkantschädel, hat keine Speckfalten im Nacken, meidet den Wisky und trägt keine steifen gekalkten Lendentücher wie die Tussitussis [1]) in

---

[1]) Handlungsgehilfen.

der Hafenstadt. Dies alles wird ihm hochangerechnet und gewinnt ihm die Inselherzen.

So ist die kleine Hütte auf der Anhöhe zumeist bevölkert. Es ist ein stetes Kommen und Gehen vom Morgen bis zur Nacht. Die jungen Eheleute sind selten alleine. Immer sitzen Gäste an den Pfosten, nahe und ferne, aus Teilnahme oder aus Neugierde herbeigetrieben. Die Häuptlinge der Nachbardörfer machen ihre Aufwartung, sie bringen Geschenke, pflegen ein Schwätzchen und gehen wieder. Aolele hat bereits die Rolle Pales übernommen. Sie ist Dolmetscher, und dies hebt sichtbar ihr Selbstgefühl.

Nur einen Besucher verwünscht, ja fürchtet sie: Sanini. Man hat ihr natürlich längst hinterbracht, daß der weiße Mann sich bei der stolzen Häuptlingstochter einen Korb geholt hat. Also — Siaosi hatte einmal Interesse an ihr. Grund genug zu Ablehnung und höchster Wachsamkeit. Zumal für eine leicht in Eifersucht entflammte Insulanerin. Die Möglichkeit und Gefahr eines Besuches bleibt eine stete, Abweisung schließt die Inselhöflichkeit aus.

So steht Sanini eines Tages, wie aus dem Boden gewachsen, vor der Hütte. In schwefelfarbenem Hänger. Stolz, den schwarzen Kopf hochgereckt, ganz offiziell, unnahbar. Sie lädt Siaosi im Namen des Häuptlings zu einer abendlichen Siva ein. Ihre tatauierten schmalen Hände legen eine Traube wilder Buschtauben vor dem weißen Manne als Alofa nieder. Sie lächelt dabei, das übliche Insellächeln. Er möge dem Dorfe die Ehre geben.

Siaosi dankt und sagt sein Kommen zu.

Die Abgesandte wendet sich nun zu Aolele und bittet auch sie.

Verachtung und Haß tritt in deren Züge. Ihre Augen funkeln. „Lai 'ou te le alu!" Nein, ich komme nicht! Ihre Stimme ist scharf, gereizt. Sie zerrt an ihrer Mähne, Haare bleiben in ihren Fingern. Dann stößt sie hervor: „Auch Siaosi kommt nicht! Nein! Niemals! Er denkt garnicht daran!"

Siaosi überhört ihre Worte. Er sieht nur ihren Zorn. Auch Saninis Augen brennen. Er fürchtet, daß die beiden im nächsten Augenblick aufeinander stürzen. Sich vor Aolele stellend,

nimmt er Saninis Hand und sagt nochmals bestimmt und abschließend: „Matou te sau!“ [1]).

Die Mädchenkönigin staunt und geht. Stolz, aufrecht, in wunderbarstem Wiegeschritt, wie sie gekommen ist.

Aolele wirft sich auf die Matte und weint, herzzerbrechend, wild, fessellos, mit entstelltem Gesicht. Sie stößt mit ihren Füßen den Kiesel des Hüttenbelages wie ein ungezogenes Kind. Sie nennt Sanini „valea“, „matapua 'a“, „leaga“ [2]).

Siaosi will sie beruhigen. Sie stößt ihn zurück. „Geh, Siaosi! Geh nur! Geh zu Sanini! Sie hat dich mit ihren Blicken vergiftet. Du liebst Sanini. Liebst sie mehr wie Aolele. Oh, oh, Aolele ist sehr sehr unglücklich!“

Siaosi lacht sie aus. Er sagt ihr süße Worte. Aolele weint. Schließlich reißt er sie mit Gewalt in seine Arme, streichelt ihr über die Wangen und indessen ihre Tränen unablässig quellen und ihm über die Hände rinnen, erkennt er beglückend, daß auch sie irdisch gebunden und kein Meerweib ist.

Er küßt sie mit Leidenschaft, und da sie das Redliche seiner Zärtlichkeit spürt, hemmt sich der Strom ihrer Tränen, sie schluckt und schluchzt noch, drängt sich dem geliebten Manne zu, und dann plötzlich öffnet sich ihr Mund und lächelt: „Siaosi!“

Einen Augenblick später ist alles vergessen. — „Komm, laß uns gehen!“

Natürlich ist es auch bekannt, daß der Papalagi dem Faifeau aus dem Wege geht und die kirchliche Trauung abgelehnt hat. Auch diese Tatsache hebt sein Ansehen, ja man betrachtet ihn seitdem als zugehöriger. Man bewundert seinen Mut, dem Faifeau zu widerstehen, dessen Zunge alle fürchten. Vielleicht weil sie ihr nicht gewachsen sind. Ihr Redefluß hat die meisten betäubt und betäubt sie immer wieder. Und so lebt der Gotteiferer, wie die meisten seiner Brüder, in der freundlichen Täuschung, er habe alle Seelen Ozeaniens für das Heil gewonnen.

Diese Täuschung wird dadurch bestärkt, daß der Insulaner — ganz ähnlich wie sein weißer Bruder in Europa — der

[1]) Wir werden kommen.
[2]) Dumm, häßlich, schlecht.

Kirche hörig ist, selbst wenn er sein Christentum wie einen Kittel nur äußerlich auf der Haut trägt, ja, selbst wenn der Inselgott in seinem Tiefsten noch ein verborgenes Leben führt. Diese Schwäche gründet wesentlich in der zugeborenen Höflichkeit des Samoaners, der den Kampf scheut, wie in der irrigen Auffassung, im Weißen grundsätzlich den Besserwisser zu erkennen.

Doch es gibt Ausnahmen. Und es beglückt den weißen Mann, eines Tages solche zu erfahren.

Im Sonnenglast des Strandweges naht eine hohe Mannesgestalt. Aolele erkennt. Die ungewöhnliche Größe läßt keinen Zweifel zu. Es ist Aumoana, ein Häuptling aus der Dorfschaft Mulifanua, ein Glied ihrer Sippe.

Aolele winkt und eilt dem Kommenden entgegen. Gegen den Riesen erscheint sie klein, fast zierlich. Er muß sich tief neigen, als er die Hütte betritt. „Talofa lava!" Der Gast umfaßt Siaosis Hand, sie verschwindet in der seinen. Nun er sitzt, füllt er fast den Zwischenraum zwischen zwei Pfosten aus. Sein mächtiger Leib ist wohlgeformt und auffallend hellfarbig. Wie ein Spitzenschurz hebt sich eine prunkvolle Tatauierung unter dem aufgeworfenen Lendentuch davon ab. Der Kopf sitzt frei und edel auf festen Schultern und trägt klare Züge. Sein Ausdruck, wie jede kleinste Bewegung des Körpers, ist ungewollter Adel, Vornehmheit des Blutes.

Er perlt Aolele unter feinstem Lächeln eine Kette von artigen Worten zu. Dann erst wendet er sich zu Siaosi. Er spricht Deutsch.

Siaosi erstaunt und fragt.

Aumoana ist sechs Jahre lang auf der „Tofua" der „Ocean-Line" zwischen Sydney und Apia gefahren. Er kennt fast alle deutschen Beamten bei Namen, alle Missionare, alle Pflanzer, selbst Exzellenz. Er hat tief hineingesehen in deutsches Denken. Eines Tages aber war er satt aller Fremdheit und kehrte wieder zurück in sein Dorf Mulifanua, „das Ende der Welt".

Er erzählt von dieser Zeit, als von seiner Sturm- und Drangzeit, etwas obenhin, wie wenn er sagen wolle: man ist eben in der Jugend blind und dem Irrtum unterworfen.

Der Häuptling offenbart bei diesem Erzählen durchaus Geist. Er erkennt das Wesentliche und weiß es vom Unwesentlichen zu trennen.

Aumoana selber führt das Gespräch, und ganz von sich aus, auf die Mission. Man merkt: auch er ist unterrichtet. Er weiß, daß er sprechen darf. Er nennt die Mission „o le ma'i" [1]). Eine Krankheit ohne Heilung. „Wer einmal darinnen ist, der findet nicht wieder heraus. Sie ist wie die Mangrove, sie zieht immer tiefer, soviel man sich auch wehrt, und schließlich verschlingt sie."

Seine Worte klingen bestimmt, sie lassen kein Fragen und Bedenken zu. Darum schweigt Siaosi. Die Augen des Riesen ruhen auf ihm, ernst, prüfend. Dann fährt er fort: „Wir sollen glauben, sagt der Missionar. Ich habe es versucht, doch ich kann nicht". Seine Augen sind voll Ernst bei diesen Worten.

Er neigt sich dem weißen Manne zu und sagt höflich: „Verzeih mir Alii, meine Worte tragen vielen Schatten".

Siaosi hebt abwehrend die Hände.

Aumoana wiederholt: „Doch — sie tragen Schatten". Er hält seine große tatauierte Hand wie nachdenklich gegen die Stirne: „Es ist schwer, mit dem Munde auszusagen, was nur das Blut weiß". Er sinnt abermals einen Augenblick, ehe er fortfährt: „Herr, du weißt, was dies ist — Sehnsucht. Denn auch du magst solche empfinden, wenn du an deine ferne Heimat denkst. Nimm diese Sehnsucht ganz groß. Nimm sie als eine Kraft von unermeßlicher Größe, und du wirst ein Ahnen bekommen von dem Gotte der Inseln, von Tagaloa". Ein hohes Leuchten tritt in die Augen des Insulaners, und er gibt dem Fremdling Zeit, seine Gedanken tief in sich aufzunehmen.

Beide Männer schweigen eine Weile, dann fährt Aumoana fort: „Auch Tagaloa ist kein Gott in Euerm Sinne. Er ist mehr, viel mehr. Wohl ist Tagaloa die Sehnsucht. Doch dieses Sehnen ist heute, ist morgen, ist ewig. Es war schon, als noch nichts war. Es ist ohne Anfang und Ende. Aus der Sehnsucht wurde das Meer, die Berge, die Palme, alles, alles. Auch du und ich". Das reinliche Antlitz des Redenden zeigt Beglückung,

---

[1]) Eine Krankheit.

daß er einem Papalagi seine eigenste Weltschau offenbaren kann.

Der weiße Mann glaubt ein Lied zu hören. Er schweigt. Und schon fährt Aumoana mit der gleichen Kraft der Überzeugung fort: „Sehnsucht ist alles. Aus Sehnsucht ward und wird alles, was unserem Herzen und Auge gefällt".

In Siaosi steigt ein großes Erkennen auf. Er steht ganz im Banne dieses Mannes, der um das Eigenste seines Volkes weiß. Er horcht mit wachstem Geiste. Ihm ist, als habe die Inselseele plötzlich selber Stimme gefunden und offenbare sich ihm in ihrer großen Schönheit.

Aumoanas Rede wird immer bildhafter, immer zerfließender. Er ringt nach Worten, sein Denken dem weißen Manne zu deuten. Dann jäh, aus einer Traumwelt in die Wirklichkeit zurückkehrend, sagt er unter freundlichstem Lächeln: „Ich rede, und nun läuft sie davon, die Wahrheit".

Im gleichen Augenblick erscheint der Dorfhäuptling mit großem Gefolge, den fremden Gast zu begrüßen. Die Hütte füllt sich schnell mit lärmenden braunen Gestalten. Bald ist jeder Pfosten besetzt, und ein wildes Tantalatata schwirrt auf. Aolele sitzt am Mittelpfosten und bereitet die Kawa. Sichtlich befreit, daß die ernste Rede der beiden Männer ein Ende gefunden hat.

Siaosi aber geht sinnend hinab zum Strande, tief aufgewühlt von dem Bekenntnis des Insulaners.

„Sehnsucht ist alles." Er durchdenkt nochmals die Worte dieses vom Blute her Gotterhellten und rundet sich alles im Geiste ab zu geschlossener Schau. Sehnsucht nach — „viiga" — das ist die Harmonie. Die Welt strebt nach Harmonie, will zu ihr gelangen, durch alle störenden Disharmonien hindurch. Und sogleich kommt ihm die Frage: Woher die Disharmonie, wenn die Welt das Harmonische will? Und zugleich die Antwort: Nur wenn wir das Disharmonische denken können, wird uns die Harmonie sichtbar. Also ist beides Notwendigkeit. Und also ist die Sehnsucht der Gott der Inseln. Gott und doch nicht Gott, keine Wesenheit, die man denken kann. Sie ist in uns als Kraft und als Wille. „Lato fuata ifo" unser tief eingepflanzter Kern. Doch nie kann Sprache ein derart Raum- und Zeitloses fassen.

Er erkennt plötzlich die große und wundersame Frömmigkeit des Volkes, unter dem er lebt, die in der Sehnsucht nach Harmonie ihren Ausdruck sucht. Und findet. Harmonie ist das erste Sittengesetz. Harmonie offenbart sich, wohin er schaut: Im Verhältnis zur Umwelt, in den Begriffen von Ehe, Ehre und Sittlichkeit, im Tagesleben, im Hausbau, im Liede, im Schmuck, im Denken, in allem. — — —

Aoleles Flucht

Die kulturellen Güter des Meermenschen sind gering. Er bedarf deren nicht. Die Blume ersetzt ihm den Schmuck. Die Blume gehört zu ihm wie das Meer.

Aolele geht nie ungeschmückt. Ihre Lieblinge sind die Blüten des roten Hybiskus und die betäubend duftende Dolde des Hoyastrauches. Ihr Schmuck, er mag noch so phantastisch sein, ist nie überladen. Siaosi bewundert ihr unbewußtes Stilgefühl. Er bewundert den Reichtum ihrer Einfälle. Immer weiß sie eine neue und eigene Note zu finden. Am kleidsamsten ist ihr ein Stirnband aus den wohlriechenden weißen Puablüten. Er erhöht den Ausdruck der Kindlichkeit in ihrem Antlitz.

Die Schmuckfreudige ist auch nie ohne „ula" [1]). Für den Alltag dienen die roten Ketten aus der Pandanusbohne oder solche aus kleinen ockergelben hirsekerngroßen Muscheln. Zu Fest und Tanz liebt sie ein Halsband aus den länglichen, den Potwalzähnen ähnelnden Pualulublüten.

Eine gleiche Bedeutung hat für Aolele der Gesang. Auch er gehört wesenhaft zu ihr. Ihre Stimme ist klanghaft und reich. Sie vermag so leise zu singen wie eine Grasmücke und so gellend wie der wilde Buschhahn. Bei den abendlichen gemeinschaftlichen Gesängen im Dorfe geht sie nie unter, sondern schwingt über den Chören wie deren Krönung.

Von Kindheit an in die Einsamkeit ihres heimatlichen Küstendorfes eingebunden, hat sich ihr Geist mit beschaulichen

[1]) Halskette.

und träumerischen Bildern gefüllt. Sie liebt es, diese in Gesang zum Ausdruck zu bringen, in sanften selbsteigenen Hymnen, deren dunklen und oft mystischen Sinn Siaosi vergeblich zu enträtseln sucht. Doch er liebt Aoleles Traumgezwitscher, zumal wenn es leise anhebt, sich steigert und sich endlich loslöst vom großen mittäglichen Schweigen der Urwälder und des Meeres.

In solchen Stunden, wenn dazu noch aus dem nahen Busche süße und betäubende Düfte zutal ziehen, Düfte, die sich ums Hirn legen und es miteinsinken lassen in die träumerische Sphäre dieser begnadeten Inseln — dann empfindet Siaosi sein Leben als Erfüllung.

Überhaupt: er ist wunschlos. Er hat nie so im Gegenwärtigen gelebt wie jetzt. Zwei Welten haben sich aufeinander eingespielt zu einem gemeinsamen Liede. Die Liebe ist die Bindung. Europa liegt ferner denn je. Er ist frei von aller Rückschau, frei von jeder Sehnsucht nach der Welt des bewußten Lebens und der großen Städte. Ihm ist die Gnade geschenkt, noch einmal das Gleichnis vom Paradiese zu leben. Er ist sich dieser Gnade in vielen Stunden bewußt. Jede Vorausschau ertrinkt sogleich in der Fülle des Gegenwärtigen. Alles Zukünftige ist belanglos. Vorausschau ist europäisch. Der Meermensch kennt sie nicht. Also auch Siaosi nicht.

Doch der blutgebundene Insulaner hat auch seine Eigenart, er ist nie ganz mit europäischen Sinnen zu fassen. Die Blickwinkel gehen zu sehr auseinander. Wo der Weiße wähnt, daß der Eingeborene vernunftlos handelt, folgt er den zwingenden Geboten seines Blutes.

Zu einer Morgenstunde ist Aolele verschwunden. Vom Bade heimkehrend findet Siaosi ihre Matte leer. Er wartet. Vergeblich. Diese Tatsache ist ungewöhnlich. Ungewöhnlich war schon, daß sie nicht mit zum Strande wollte. Siaosi weiß es nicht anders, als daß Aolele zu ihm gehört wie sein Schatten. Er besinnt sich: nie noch war einer vom anderen getrennt. Unruhe überfällt ihn. Er sucht. Er eilt ins Dorf. Fragt. Niemand weiß um Aolele. Er eilt wieder zurück zur Hütte.

Ob sie Heimweh bekommen hat? Richtig, er entsinnt sich: kürzlich hat sie von Sawaii gesprochen, wieviel schöner es in

Palauli sei. Sie hat geschwärmt. Doch er hat es nicht ernst genommen unter ihren warmen Blicken. — Sicher, sie wird mit dem Kanu zu ihren Eltern, in die Heimat, gefahren sein. Siaosi eilt zum Strande. Das kleine Fahrzeug schaukelt unberührt in der Dünung der Lagune.

Ob sie? — Nein! Er weist jeden Gedanken einer Untreue zurück. Ihr Wesen ist viel zu einfach und echt.

Es wird Abend. Aolele kehrt nicht zurück. Dann plötzlich findet Siaosi auf der Matte einen Zettel:

„Ia Siaosi!

I si a'u alofa talofa. Ua ou faia lenai tusi alofa ma le tele ia te oe, Siaosi. Ua ou alofa tele pea ia te oe. E amata mai: aua fo e o'o mai i le nei toe o'o. Ua i'u tofa o soifua oe; ua i'u le tusi tofa.

O a'u
Aolele."

„An Georg!

Ich habe Dich lieb und grüße Dich. In meiner großen Liebe zu Dir, Georg, habe ich diesen Brief geschrieben. Ich werde Dich immerfort lieben. Was ich Dir jetzt sagen will: versuche nicht, mich wieder an Dich zu ziehen; denn ich werde niemals wieder zurückkehren. Lebe wohl und sei glücklich; damit beende ich meinen Abschiedsbrief.

Ich
Aolele."

Siaosi liest und liest nochmals, ohne Begreifen. Aoleles kleine zierlich-steile Schriftzüge tanzen vor seinen Augen. Verwirren ihn. Er steht vor einem Rätsel. Er scheucht alle finsteren Gedanken von sich. Sicher — sie würde wieder kommen. Es war eine kindliche Laune, ein Ausbruch ihres zu Zeiten stürmischen und jähen Temperamentes.

Der weiße Mann kann in dieser Nacht nicht schlafen. Sein Inneres ist gequält und aufgewühlt. Die Brandung tost schwer zu ihm herauf und vermehrt seine Pein. Ihre Stimme klingt in der Einsamkeit und Stille der Nacht wie ein Leidsang der Erde selber. Sie trägt ihm düstere Gedanken zu.

Was nützt es ihm, daß er Aolele liebt mit Herz und Sinnen, heiß und leidenschaftlich. Es klaffen dennoch Abgründe zwischen ihm und ihr. Unüberbrückbare. Er verschließt seine Augen davor, will sie nicht sehen. Doch sie bestehen. Aolele und er sind Menschen von gleichem Fleische, doch es bleibt der bluthafte Unterschied der Rasse. Und damit ein Auseinandergehen

der Begriffe und Vorstellungen in allen Dingen. Sein letztes und tiefstes Denken und Empfinden ist ihr verschlossen, ist für sie unfaßbar, wie das ihre für ihn. Seine Heimat, seine Vergangenheit, alles das, was sein früheres Leben einschließt, alles das, was ihn als Menschen geformt hat, ist ihr unvorstellbar, ist ihr unbekannt und wesenlos.

Er denkt mit Erschrecken an ihre Worte am Tage nach dem Besuch Aumoanas: „Siaosi, ich habe Angst, in dem Denken, daß es nicht ein gleicher Gott ist, der uns geschaffen hat". Sie sagen, was auch ihm im Augenblick bewußt wird, daß sie Kinder zweier nur allzu unterschiedlicher Welten sind und daß die letzte Bindung ihrer Seelen nie eine Erfüllung finden kann.

Er ringt mit solchen Gedanken wie mit Dämonen. Er weist sie mit Sophismen und Selbstbetrug zurück. Denn eines wird ihm in seiner Not offenbar: die Tiefe seiner Liebe zu diesem Naturkinde. Er fühlt, er kann von Aolele nicht lassen. Sein Leben ist ohne sie farblos, allen Inhaltes beraubt. Verlassenheit überfällt den wartenden Mann, wie er sie nie in seinem Leben erlitten hat.

Siaosi harrt Tag um Tag. Er ist matt und krank vor Sehnen. Dann, eines Morgens nahen vom Strande herauf Polivia und Mase. Er stürmt ihnen entgegen. Er fragt. Er klagt. Auch sie wissen nicht.

Er berichtet. Weder Polivia noch Mase zeigen die geringste Bestürzung. Sie hegen keine Vermutungen und geben keine Ratschläge. Für sie scheint jedes Geschehen Gesetz.

„Ich wußte, daß du uns brauchst", sagt Polivia mütterlich. „Ich war voller Unruhe, und darum sind wir gekommen."

Nachdem Siaosi seine Gäste bewirtet hat und beide eine Weile auf der Matte geruht haben, erhebt sich Mase plötzlich wie emporgeschnellt, steckt die Nase zwischen den Pfosten ins Freie, schnuppert, als ob er eine Fährte aufnähme und verläßt wortlos die Hütte.

Polivia gibt sich den Anschein, als ob sie es nicht bemerke, in Siaosis Nähe rückend, beginnt sie lebhaft zu plaudern. Die Sorglosigkeit, mit der dies geschieht, mildert die Unruhe des Besorgten. Er hört ihr zu. Und Vertrauen wird in ihm wach,

daß Aolele dennoch zurückkehren und daß alles wieder gut werden würde wie vorher.

Polivia erzählt: „Nie war der Weg hierher so weit wie in dieser Nacht. Kaum, daß wir Sawaii verlassen hatten, kam große Dunkelheit, sie fraß das Meer, und Mase hatte Mühe, das Ziel zu finden. Wir ruderten nur unserem Herzen nach. Einmal sahen wir einen Lichtschein. Wir glaubten, es sei ein Boot aus Apia und hielten darauf zu. Als wir dann näher kamen — da war es das Geisterschiff „Valoa". Wir erkannten deutlich das lange Kanu und die vielen Menschen darauf. Ihre Leiber leuchteten in der Nacht wie der Sand des Strandes, und ihre Stimmen klagten wie die der großen Seevögel. Es fuhr mit dem Winde in gerader Richtung auf Savaii zu. Mase kehrte das Boot so schnell, daß es sich dreimal um sich selber drehte. Ich hielt mir die Augen zu und flehte: „Alu ese!" — Fia ola!" [1]). Mase ruderte heftig, damit wir bald aus der Nähe des unheimlichen Schiffes kamen."

Der ganze Schrecken ihrer ausgestandenen Angst steht noch in Polivias flackernden Augen. Es währt eine Zeit, bis sie wieder zur Ruhe kommen und ihre stille mütterliche Wärme strahlen. Dann aber neigt sie ihr schönes Matronenhaupt nahe zu Siaosis Ohr, und eine Stimme, wie aus Zärtlichkeit gewoben, fragt: „Siaosi, hast du dein Versprechen gehalten?"

„Welches Versprechen?"

„Daß die Krankheit bei Aolele erscheine."

Siaosi lächelt und zuckt die Achseln: „Ich weiß es nicht."

Polivias tiefe Mooraugen schauen einen Augenblick ins Leere, dann sagt sie, wie in innerster Gewißheit: „Ich bitte täglich zu Moso [2]). Sicher wird er zu einer Stunde meinen Wunsch erfüllen." Dann, wieder lebhafter werdend, überströmt sie Siaosi mit einem Schwall mütterlicher Ermahnungen und Ratschläge: „Sobald Aolele die schöne Krankheit überfällt, laß sie nie mehr alleine essen, damit sie nichts falsches ißt! Laß sie nie eine Nuß trinken, von der du nicht zuvor getrunken hast! Laß sie nie mehr alleine in den Busch

---

[1]) Weichet von hinnen! — Laßt mich leben!

[2]) Hausgott.

oder zum Meere gehen! Laß sie jedwede Last nur auf der Hüfte tragen! — Hörst du, Siaosi?"

Siaosi hört. Und seine Gedanken sind bei Aolele.

Rückkehr

Am folgenden Morgen kommt Mase mit Aolele.

Sich im leichten Gange federnd und wiegend, mit einem Gesicht voll Schalk und Harmlosigkeit, tänzelt sie ihrem Vater vorauf. Der Hütte nah, verbirgt sie sich im Bananenlaub und ruft und lockt mit schmeichelnder Stimme. Als Siaosi hochspringt, braust sie durch das Gehege auf ihn zu, noch ehe er über den Hausring tritt.

Sie schmiegt sich an ihn wie ein Tier, das seinen Herrn wiedergefunden hat.

Siaosi zieht sie in den Schatten der Hütte zu sich nieder. Sein Mund ist stumm in der Freude der Rückkehr. Er fühlt ihre Nähe, er atmet beglückt ihren süßen vertrauten Duft.

Mase und Polivia ziehen sich ins Kochhaus zurück.

Aolele hält Siaosi fest umschlungen. Die Flut ihrer Haare liegt auf seinen Schultern. Beider Augen suchen ineinander. Lange. Schweigend. Plötzlich bemerkt Siaosi in denen Aoleles ein aufsteigendes feines Leuchten. Es breitet sich über ihr ganzes Gesicht, sammelt sich in ihren Mundwinkeln, brennt licht auf ihrer glatten Stirne. Ihr Mund öffnet sich langsam und dann, wie aus der letzten Tiefe heraufsteigend, sagt sie warmtönig: „Fa 'amolemole!" [1]).

Jetzt umfaßt Siaosi Aolele mit festen Armen, er schüttelt sie und fragt: „Warum gingst du?"

Sogleich schwindet alles Leuchten, Aoleles Augen füllen sich mit Ernst und Trauer, ihr Mund ringt sichtbar um Worte, dann sagt sie: „'Uo lilo ia te a'u le mea lea!" [2]). Ihre Worte klingen wie weheste Klage.

---

[1]) Verzeih mir.

[2]) Es ist für mich verborgen.

Sie erschüttern Siaosi. Er dringt nicht weiter in sie. Er fühlt es: hier sprechen Mächte, die ihm verborgen sind, vor denen er sich zu beugen hat, will er diese Seele nicht verletzen. Und so streicht er sanft über ihren samtnen Arm, lächelt sie versönlich an, und endlich findet sich Mund zu Mund.

Den Geliebten noch einmal wild an sich pressend, springt Aolele alsdann auf und eilt, nun auch die Mutter zu begrüßen.

Im gleichen Augenblick erscheint Mase und läßt sich gewichtig gegenüber Siaosi nieder. Er sieht ihn an mit Blicken, die sagen: Warum erst die große Aufregung, du weißer Tor?

Doch Siaosi fragt unbeirrt? „Nun, wo fandest du sie?"

Die Antwort klingt gelangweilt. „In Faleula, bei meiner Aiga."

„Ja — — und —?"

„Als ich in die Hütte trat, war sie gerade dabei, die Kawa zu bereiten."

„Und warum ging sie?"

Mase zuckt mit den Achseln: Das wisse niemand, auch Aolele nicht.

Siaosi schweigt. Er spürt die Abwehr des Alten. Die Inselseele verhüllt sich. Mochte sie. Das Entscheidende blieb: Aolele war wieder da. Das ist ihm im Augenblick genug.

Mase sieht unter krauser Stirnhaut forschend zu dem schweigenden Mann hinüber. Dann, wie so ganz nebenher, gleichsam als Nachtrag seiner Äußerung, entfährt ihm mit rollender Baßstimme: „Der Aitu lockt den Menschen bald hierhin, bald dorthin. Wir müssen ihm folgen, sobald er uns ruft."

Siaosi lächelt; doch Mase bemerkt es nicht. Er wippt rhythmisch mit dem Fuß über dem Knie des anderen. Er ist unsicher, wieweit er dem Papalagi von dem ewig Unerforschten und Schauerlichen seiner Gesichte sagen darf. Eine behutsame Warnung scheint ihm immerhin angebracht. Er formuliert sie zunächst aufs allgemeine: „Man muß die Geister durch kleine Opfergaben für sich stimmen". Dann erst steuert er aufs persönliche: „Noch nie hat ein Aitu einem weißen Manne etwas getan. Doch es ist um Aolele, die du damit schützen kannst".

Die Schreckworte des Alten erheitern Siaosi. Er ist natürlich gerne willens, den Geistern den gebührenden Tribut zu

zahlen. Zumal heute, wo Aolele zurückkehrte. Wupdi! Er wirft zwei Brotfruchtkugeln den Abhang hinunter.

„Oiii! Oiii!“ Mase nickt beifällig. Er fühlt sich verstanden und rückt seinem Schüler näher. Seine Schwarzaugen weiten sich, werden dumm und leer, während er Siaosi ernsthaft belehrt. Es gäbe natürlich viele Aitus, unendlich viele, und einer sei noch gefährlicher als der andere. Alle hausten in dem „Salefe 'e“ [1]), aus dem sie von Zeit zu Zeit zur Verübung von Untaten an die Oberfläche kämen.

„Kein Aitu ist so bösartig und schauerlich wie ‚Nifeloa'. Er geht in Palauli um. Und in Falelima. Er hat einen Zahn, so blank wie der Mond, so lang wie ein Buschmesser und so spitz wie das Ende eines Palmblattes. Wer damit gestochen wird, muß augenblicklich sterben. — — Dann ‚Nafui 'e!' Der schüttelt die Erde. Wenn er spricht, bebt der Urwald, und das Meer erschrickt und will sich aufs Land flüchten. Kein Samoaner weiß, wie ‚Nafui 'e' aussieht. Manche sagen, er habe weder Leib noch Glieder. — — Vor ‚Sauma 'eafe' mußt auch du dich hüten, Siaosi. Dieser Geist läuft als Weib bei Tuamasaga herum. Wer ihn erblickt, verliebt sich. Wer ihm nicht hold ist, den tötet er.“

Dies seien nur drei, doch Samoa wimmle geradezu von Aitus. Nirgends sei man vor ihrem Ungemach sicher, und nur ein Tor mißachte sie.

Mases große Augen starren jetzt ins Raumlose, als sähe er die ungeheuerlichen Schicksalsbereiter leibhaftig. Und er sieht sie auch. Sie leben. Kein Missionar wird je seinen Glauben an diese verborgenen Triebmächte verscheuchen. Mase ist ein guter Christ — trotzdem — es gibt tiefere Gewalten.

Als Siaosi auf sein an einem roten Wollfaden über die Brust hangendes silbernes Leidenskreuz deutet: „Hat denn der gute Jehova keinerlei Macht über diese argen Geister?“, schüttelt Mase den Kopf und sagt ernsthaft: „Er fürchtet sie selber“.

Nun muß Siaosi an Aumoana denken und an dessen unzerstörtes arteigenes Gotterleben. Wie kümmerlich und instinktverlassen stand ihm dieser von Dämonenfurcht geplagte Christ

[1]) Samoanische Unterwelt.

gegenüber. Und zugleich wird dem weißen Manne bewußt, daß es auch unter den Meermenschen Ozeaniens keine alleinende Gleichheit gibt, daß auch hier die Menschen sich scheiden in Blinde und Erhellte, in Gottnahe und Gottferne.

In dieses Denken hinein fällt jäh ein Aufschrei, ein Freudenschrei, wild und ungehemmt. — Er kommt aus dem Kochhause.

Siaosi und Mase recken sich hoch und sehen hinüber. Mutter und Kind liegen einander in den Armen. Die beiden Männer sehen sich an, beide verwundert über den jähen Ausbruch der Gefühle.

Doch schon nahen die beiden Frauen. Polivia, stolz, strahlend, hocherhobenen Hauptes, ihr Kind führend, diese den Blick gesenkt, mit seltsam innigem Ausdruck.

Sie treten ins Haus und lassen sich auf der Matte vor den Männern nieder. Und Polivia, Siaosi gleichsam mit ihren Blicken streichelnd, sagt zu ihm gewandt, leise, geheimnisvoll, mit wiegendem Kopfe: „O Siaosi, nun ist die Stunde gekommen, sich zu freuen".

Siaosi versteht sofort. Alles Blut rinnt ihm zum Herzen. Er blickt zu Aolele. Sie sieht ihn an. Alle vier Menschen in der Hütte schweigen. In Ehrfurcht vor dem Wissen um eine werdende Schöpfung.

Polivia ist die erste, welche das Schweigen bricht. Ihr mütterliches Herz ist allzu voll, um die Beglückung in sich zu verschließen. Auch Mase ist der Meinung, daß man sofort die Kunde verbreiten und noch heute das „afua" [1]) feiern müsse. Schon eilt er ins Kochhaus, Polivia ins nahe Dorf.

Siaosi aber zieht Aolele in seine Arme. Er vermag nicht zu reden, so sehr ihn Gefühl und Gedanke bestürmen. Doch seine Hände streichen unablässig über die Wangen, über die Arme und den Schoß einer innig verklärten Insulanerin. Jetzt erst fühlt er Aolele als ihm für alle Zeiten zugehörig. Nun war das natürliche Band zwischen zwei Rassen geschlungen. Zwei Welten gestalten eine dritte. Das Leben hatte über alle Dunkelheiten und Besorgnisse hinweg aus seinem ewigen Schöpferwillen gesiegt.

---

[1]) Ausbleiben der Menstruation.



Doch nicht lange ist es den beiden vergönnt, sich einzuwiegen in stille Beglückung. Schon nahen, den Hügel stürmend, von links und rechts braune Gestalten. Lachend, wie aus dem Lande der Freude kommt jeder, und bald ist die ganze Hütte, wie oft schon, gedrängt voll lachender fröhlicher Menschen. Alle strahlen Aolele an, in deren Schoß der Keim zu einem Wunder gelegt wurde, und aus einem jeden — und ausnahmslos jeden — spricht die Vorfreude und Mitfreude, daß wieder einmal das große Sehnen, welches Erde und Himmel, das Meer und alles Irdische schuf, auch seinen Weg von Mensch zu Mensch fand und aus Sehnsucht nun werden soll ein Neues, ein Drittes, das Kind.

Polivia und Mase

Ein Bote bringt vom jenseitigen Ufer Grüße: einen „tussi", einen Brief von Pale und eine goldreife Ananas, groß wie ein Pferdekopf.

Der Überbringer ist der Großhäuptling Salanoa aus der Landschaft Aana. Ein Mann von königlichem Herkommen, dem alle Ehren zuteil werden, welche ein Prinz von Geblüt beanspruchen kann. Doch dieser Botendienst entwürdigt ihn nicht. Seine Würde liegt tiefer. Der Samoaner jeden Standes wird in ihm stets den „tama", den Führer, erkennen und hochachten. Standesdünkel ist Fremdbegriff unter den Meermenschen.

„Siaosi, mein Freund!

Ich sende Dir einen Gruß meiner Treue. Ich schreibe Dir diesen Brief in großer Betrübnis, daß ich solange nichts von Dir gehört habe.

Ich denke täglich an Dich, und ich suche in mir, ob Du mich wohl vergessen hast oder ob Dein Herz mir noch Freundschaft schenkt. Wenn ich Dir mit irgend einem Worte in meinem letzten Briefe weh tat, so bitte, schreibe es mir. Ich möchte Dich so gerne einmal wiedersehen. -- Ich komme, sobald Du mich rufst. Ich werde immer auf Deinen Ruf hören, solange Du lebst.

Es bekümmert mich sehr, daß ich nicht weiß, wie es Dir und Aolele geht. Ich hoffe, Du kannst mir bald schreiben, daß sie in der Freude ist. Sobald Aolele Dir ein Kind geboren hat, komme ich. Möchte es doch bald sein! Wenn ich selber einmal heirate und einen Sohn habe, so soll er Siaosi heißen, damit die Erinnerung an Dich nie verloren geht.

Ich möchte Dir so gerne etwas schicken, was Dir Freude macht. Ich weiß nicht was und so bitte ich, schreibe mir doch, was Du gerne haben möchtest. Eine schöne Matte habe ich schon für Dich. Auch baue ich ein schönes, großes Kanu für Dich und Aolele. Das ist, bis ich Dich wiedersehe, meine größte Freude.

Nun weiß ich nichts mehr und schließe meinen Brief.

Ich liebe Dich und grüße Dich
Ich bin Pale."

Diese Worte sind keine Redensarten. Was Pale schreibt, ist Gesinnung. Er ist glücklich in seiner Freundschaft zu dem weißen Manne. Seine Gefühle sind frei von jeder Selbstsucht, sind echt. Er wird nie auf Dank für seinen dem Freunde erwiesenen Beistand rechnen, der Dank liegt in der Gewährung eingeschlossen. Wohl ist er empfänglich für Geschenke, doch er rechnet nicht auf sie. Wie er selber zurückschreckte, sobald ihm Berechnung sichtbar würde.

Siaosi beeilt sich, ihm kund zu tun, daß Aolele bereits in der Freude ist.

Polivia und Mase haben beschlossen noch bis zum nächsten Monde zu bleiben. Es ist Inselart, jede Freude bis zur Neige auszukosten. Zumal solche!

Zudem: das Blutband zwischen Kind und Eltern ist absolut, ist heilig; auch eine Ehe kann es nie auflockern, noch weniger zerreißen. Der Meermensch steht im Banne ungeschriebener aber unumstößlicher Gesetze.

Breit und gewichtig wie eine Bruthenne hockt Polivia vor Aolele und weiht sie ein in jene Süßigkeiten und Gefahren, die einer werdenden Mutter winken und drohen. Sie tut überaus geheimnisvoll, und Siaosi wird oft mit wohlwollenden, um Begreifen bittenden Blicken ausgeschaltet.

Er begreift. Er liebt Polivia in ihrer warmen Ausschließlichkeit und läßt es sich gerne gefallen, wenn sie auch ihn mit einbezieht in ihre Fürsorge und Betreuung. Es bewegt ihn, als sie

ihn einmal fragt: „Sag Siaosi, wie kannst du ohne eine „tina“ [1]) leben?“.

Mase ist kälter und auch disharmonischer. Die schon in der Jugend an ihm vollzogene Christianisierung hat ihn verzerrt und ihm das innere Gleichgewicht genommen. Er neigt, ganz unsamoanisch, zu Grübeleien und Zweifeln, die sich auf seinem Gesichte in wirren Runen sichtbar abgesetzt haben. Er hockt zumeist in sich selbst versunken auf der Matte, leblos erscheinend, wenn er wie auf trockenem Werg an immer den gleichen Gedanken nagt.

Nur zuweilen wird auch in ihm einmal das samoanische Sonnenherz lebendig. Dann wird er gesprächig. Dann ist er geneigt, Siaosi in sein Gedankenreich einschauen zu lassen, Probleme vor ihm aufzurollen oder ihn anzuscherzen. Er liebt und bevorzugt das Rätsel, weil es ihm auf billigste Weise den Anschein geistiger Überlegenheit über den Papalagi schenkt.

„Siaosi, wer ist das? — Ein Mann, vor dem sich Könige neigen?“

Siaosi sinnt. Vergeblich.

Mase macht eine überlegene Geste.

Aolele lacht und kreischt hell auf. Sie strampelt vor Wonne, daß ihr kluger weißer Mann so schwerfällig im Geiste ist. Sie bläßt ihm aus vollen Backen ins Gesicht. Vergeblich. Dann kann sie nicht länger zurückhalten: „Der Wind!“

„Der Wind?“

„Alle Palmen neigen sich dem Meere zu; denn vom Meere her kommt der große Wind.“

Der Alte bewegt schmunzelnd seinen stoppeligen Unterkiefer und fragt mit der Pose eines Bühnenhelden: „Was ist das? — Es ist ein Mann mit weißem Haar. Dieser Mann erhebt sich und reicht hoch bis zum Himmel?“

Aoleles Augen hangen an Siaosi. Sie wippt auf ihren gekreuzten Schenkeln. Ihr Gesicht spiegelt grenzenlose Überlegenheit. „Siaosi!“ Sie schreit ihn an, als ob sie ihn wecken wolle. Dann wirft sie ihm die Lösung hin mit königlicher Gebärde: „Der Rauch!“

Natürlich. — Es war doch im Grunde so einfach.

---

[1]) Mutter.

Jetzt will sie selber ein Rätsel aufgeben. Ihre Augen funken vor Schalk und Triumph. „Siaosi, was ist das? — Es stirbt alle Monate und kommt doch immer wieder?"

„Der Mond!"

Aolele vergißt ihren Mund zu schließen vor Staunen und auch vor Enttäuschtsein. Dieses Mal hat Siaosi zu schnell geraten.

Nicht immer offenbart sich die Inselseele so heiter. Es gibt auch Stunden, in denen sie nach Schweigen begehrt und nach Ruhe. Dann kann es geschehen, daß die drei Menschen um Siaosi lagern gleich Felsen, daß sie jeder Frage und jedem Anruf ausweichen, als hätten sie sich verschworen, ihre Lebenswirklichkeit vor ihm und sich selbst zu verleugnen.

Zuweilen geschieht es, daß einer oder der andere mitten im Gelächter plötzlich verstummt und mit großen Augen nach der Unendlichkeit des Meeres schaut, als erfülle es seine Seele mit einer triebhaften Sehnsucht nach grenzenloser Weite. Um gleich im nächsten Augenblick wieder erdennah, ganz gegenwärtig zu sein.

Siaosi wähnt sich oft in einem Zustand zwischen Traum und Wachen. Die Wirklichkeit um ihn verliert allzu oft ihre festen Umrisse, wird schattenhaft, unwirklich, und ist doch wieder zu wirklich, um nur Traum zu sein. Dieser Zwiespalt leiht seinen Tagen einen gewissen Zauber, oft aber auch macht er ihn nachdenklich und sondert ihn ab.

Mit Aolele hat er seinen Gleichklang gefunden. Ihre fröhliche Willigkeit schafft seinen Trieben Lust. Das Weib in ihr hat ihn restlos gewonnen. Zu Mase und Polivia dagegen fehlen die Bindungen. Er versucht, sie sich zu erlieben, als die Eltern seines Weibes, doch sein Bemühen bleibt Gewalt. Er fühlt in ihnen stets die Rasse als Trennung, als Kluft, und er vermeidet es triebhaft, sie Vater zu nennen und Mutter.

Bei Polivia versöhnt ihn die ausgeprägte Mütterlichkeit, Mase dagegen bleibt ohne Anreiz. Als dieser ihm einmal die samoanische Schöpfunggeschichte erzählt, wobei er die insulare Weltidee des Tagaloa nach christlichem Vorbild vermenschlicht und zu einem zürnenden und strafenden Gott umbiegt,

fühlt Siaosi sich veranlaßt, ihn nach seiner eigenen Abstammung zu befragen.

„Alles gemeine Volk entstand aus verrottetem Schlingkraut," lautet Mases Antwort. Und mit lehrhafter Breite erklärt er dem weißen Manne, wie dieses Gekräut sich im Laufe der Zeiten umwandelt zu Maden, wie Tagaloa sie zu einem Ballen zusammenknetet, diesen in dünne Streifen schneidet, aus jedem einen Menschen formt und jedem als Abschluß den lebendigen Odem einbläst.

So verlaufen die Tage in insularer Beschaulichkeit. Siaosi fügt sich in sie ein und versucht Mensch zu sein unter Menschen. Doch er muß sich vielfach Zwang antun und sein Eigenes zurückhalten, um Fremdes gelten zu lassen. Er ist froh, als der Morgen naht, an dem Mase und Polivia ihr kleines Kanu besteigen, um zu den heimatlichen Gefilden zurückzukehren.

Kampf

Siaosi lehnt an einem der Hauspfosten und dreht sich eine Selui. Ihm zur Seite hockt Aolele und verspeist Seegurken, eine für insulare Geschmacknerven köstliche Delikatesse. Sie ißt mit Andacht und Hingabe. Ihre herrlichen Zähne schlagen in das weiche Seegetier wie eine Zange. Es knirscht, und dann folgt ein hingebendes Saugen und Schlürfen.

In allem ist sie ganz — denkt Siaosi.

Auch er soll kosten. Sie preist ihm schmatzend den Leckerbissen. Siaosi nimmt und betrachtet eines der Meerestiere. Er dreht es — und staunt. Er findet kein Hinten und Vorne, Anfang und Ende sind einander gleich.

Aolele bemerkt sein Verwundern, und nun verwundert sie sich, daß Siaosi noch nicht weiß, daß die „fugafuga" zwei Mäuler hat. Sie putzt sich den Mund mit dem Handrücken und beginnt zu erzählen:

„Einst führten die Fische und die Vögel Krieg. Es wurde ein Tag vereinbart, an dem der Kampf beginnen solle. Als er

herankam, ließen sich die beiden Kriegsparteien, die Fische und die Vögel, auf dem Rifflach nieder. Hier war der Kampfplatz.

Der Kampf begann, die Fische unterlagen und mußten ins Meer zurückweichen. Da rief die Seegurke: ‚Malo manu! Malo manu!‘ Bravo Vögel! Bravo Vögel!

Die Fische aber griffen erneut an, und es gelang ihnen, die Vögel zu verjagen. Jetzt rief die Seegurke: ‚Malo i'a! Malo i'a!‘ Bravo Fische! Bravo Fische!

Aber keine von den Kriegsparteien wußte, welcher die feige Seegurke zugehörte — und deshalb hat die ‚fugafuga‘ zwei Mäuler.“

Siaosi hat Aolele aufmerksam zugehört. Er staunt, daß sie sich ihre Erzählung in Deutsch abgerungen hat. Es ist eine gewaltige Leistung für ihre Zunge, die nur liedhafte und zartklingende Laute gewohnt ist und sich gegen Härte und Schärfe wehrt. So bizarr und kindlich die fremde Sprache aus ihrem Munde klingt, so ergötzt und rührt es Siaosi doch, wie sie versucht, alle Härte zu mildern und das Deutsche dem Samoanischen anzugleichen.

Siaosi erkennt aber auch, wie sehr Sprache Ausdruck des Erlebens ist, daß es nicht genügt, Worte zu formen, hinter denen keine erlebten Vorstellungen stehen und wie sehr diese seinem Weibe fehlen. Und so erfährt er mit Betrübnis, daß, sobald er Aolele etwas sagen will, das über die Grenze ihres gemeinsamen alltäglichen Erlebens hinausgeht, sich ihr Gesicht im Nichterfassen verzieht und verfinstert.

Trotzdem: dieses Versagen wird nie zur Tragik. Siaosi glaubt an dieses Naturgeschöpf, wie er an das ganze Volk der Meermenschen glaubt. Er ist überzeugt, daß Aolele unter seinem Einfluß immer mehr reifen und eines Tages erwachen und ihn restlos erkennen würde.

Etwas von dem Gestaltungwillen eines Künstlers erfüllt ihn. Er ist heilig willens ihre Form zu beseelen, den Innenmenschen in ihr zu erlösen, sie aus ihrer insularen bluthaften Gebundenheit herauszureißen in die Wachheit und Freiheit erhellten Geistes. Und Aolele würde sein Werk sein.

Schon glaubt er auf ihrem Gesicht eine Veränderung des

Ausdrucks zu bemerken. Das blumenhaft Kindliche hat festere Form gewonnen, das Exotische und Wilde scheint ihm gemildert. Auch in Haltung und Gebärde findet er eine Umwandlung zu ihren Gunsten.

Was sich aber ganz ohne allen Zweifel verändert, das ist ihr Körper. Er blüht auf und atmet satte Fruchtbarkeit, wird zunehmend rundlicher und fraulicher.

Siaosi denkt nicht mehr an die Heimat. Nie mehr. Höchstens im Traume drängt sie sich ihm zu und weckt Erinnerungen. Doch er läßt sie nicht mehr in sein Tagesbewußtsein eindringen. Er genießt seine Stunden als ein Mensch, der weiß, daß keine wiederkehrt und nur im Augenblick das Leben wirkt. Er fühlt sich glücklich. Sobald er das blühende Weib ansieht, erfüllt ihn restlose Wunschlosigkeit.

Aolele liegt jetzt viel auf der Matte, triebverloren, wie völlig eingebunden in ihre Mutterschaft. Sie freut sich auf ihr „tama laititi"[1]), mit der ganzen Freude eines Naturgeschöpfes, das nichts von Zuwachsnöten weiß, das in einer Geburt nur sich selber vollendet.

Einmal klagt sie über Schmerzen. Sie ruft Siaosi an ihr Lager. Der kniet zu ihr nieder. Sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände und sieht ihn forschend an. Ihr Gesicht bekommt einen unklaren, fast dummen Ausdruck. „Siaosi, sahst du den „vo'a?"[2]).

„Nein. — Warum?"

„Sahst du ein großes Schwein in der Nähe der Hütte?"

„Nein. — Auch das nicht."

Siaosi erschrickt. In ihrem Gesicht ist eine Fremdheit. Ihre Augen tragen Lichter, grell und spitz.

„Was soll dein Fragen?"

„Ich hörte den vo'a klagen."

„Ja — und?"

„Nun hat Aolele Schmerzen, weil du dem Aitu kein Opfer gibst." Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Ihr Gesicht scheint plötzlich häßlich, die Nase breiter, der Mund geschwollen.

Siaosi stutzt. Wie soll er sie von dem mit der Muttermilch

---

¹) Kindchen.
²) Wachtelkönig.

eingesogenem Aberglauben befreien? Befehlen nützt in Dingen des Glaubens nichts. Sie überzeugen? Vielleicht. Er schätzt Aolele zu hoch, um sie in diesem Geisterwahn zu belassen.

Freilich, ein Häuptling von Rang denkt garnicht daran, das gemeine Volk aufzuklären. Insoweit hat der weiße Mann das Inselgeheimnis schon durchspürt. Kein Alii bekämpft einen Aitu, im Gegenteil — er unterstreicht ihn noch. Ist er doch nach Ansicht des Volkes den Aitus überlegen. Sie müssen tun, was er befiehlt. Und wenn ein gewöhnlicher Sterblicher etwa glaubte, er könne in der Abwesenheit des Häuptlings gegen dessen Gebote verstoßen, so faßt ihn der in seinem Auftrage beaufsichtigende Aitu. Er ist seine Geheimpolizei, seine Tscheka.

Siaosi wagt es noch nicht, Aolele die Ehrfurcht vor dem Häuptlingsstande zu entblättern, ist sie doch ein Kind des Volkes, das aus der Abhängigkeit und Ehrerbietung vor dem höheren Stande der Adeligen seine sittlichen Kräfte schöpft. Es würde ein Einbruch in ihre traditionelle Vorstellungwelt bedeuten, dessen Folgen er nicht ermessen kann.

So schweigt Siaosi.

Aolele hat seine Verstimmung sofort erspürt. Sie weiß auch deren Ursache. Er hat ihr nur zu oft seine Verachtung vor den Geistern zu verstehen gegeben. Doch Aolele hat Schmerzen, und diese haben ihre Ursache. Es ist selbstsüchtig von Siaosi, sie nicht aus ihrer Pein zu erlösen.

Knurrend und schmollend dreht sie sich von ihm ab. Sie besinnt sich auf die Worte der Dorfjungfrau von Fagasa, auf ihren Fluch, mit dem sie, auf dem Riffe stehend, ihren Fächer schwingend, die ersten weißen Menschen, die nach den Inseln kamen, abwehrte: „Hebt Euch hinweg, Ihr übeltuenden Dämone!“

Aolele fühlt jetzt wie jene Jungfrau von Fagasa. Auch Siaosi ist ein Dämon, ein Aitu. Sie haßt ihn. Sie hat ihn überhaupt nie lieb gehabt; es war töricht, war valea von ihr, sich mit ihm einzulassen. Sie wird von ihm gehen und nie, nie wiederkommen!

Sie wütet und zornt lange Zeit. Sie krallt ihre Hände in den Kiesbelag der Hütte und schleudert die Steine im Kreise um

sich. Plötzlich lassen ihre Schmerzen nach. Sie beruhigt sich. Dann denkt sie an das Kind unter ihrem Herzen. — — Mit eins dreht sie sich wieder um und blickt zu Siaosi mit Augen, die vor Liebe brennen.

In Palauli

Nach insularer Sitte erwartet eine Schwangere die Stunde der Niederkunft nie in der Fremde, sondern stets bei den Eltern. Also rüsten sich die jungen Eheleute eines Morgens zur Reise nach der Nachbarinsel Savaii, in die Heimat Aoleles.

Ihr Gepäck ist leicht. Es besteht aus einigen Hemden für den Ehemann und ebensovielen Lendentüchern und Hängern für die Ehefrau. Proviant, Geld, Waffen — alles erübrigt sich.

Die werdende Mutter ist aufgeräumt und flackert in Vorlust auf die Heimat. Sie achtet der Last ihres Körpers nicht. So sehr Siaosi wehrt und bittet und auf ihren Zustand hinweist, sie lacht und denkt nicht daran, ihm die Führung des Bootes zu überlassen.

Es ist auch ein Irrtum zu glauben, daß diese sie anstrenge. Aolele ist mit ihrem Fahrzeug verwachsen; sie schwingt ihre Paddel geradeso mühelos, wie sie atmet. Zumeist singt sie dabei.

Die Fahrt von Iliili bis nach Savaii beträgt an siebzig Seemeilen. Davon fahren sie am ersten Tage etwa vierzig, bis zu der vorgelagerten kleinen Insel Manono, wo sie für die Nacht rasten. Am zweiten Tage in der Dämmerung erreichen sie nach Überquerung der Straße von Apolima die weitgeöffnete Bucht von Palauli, Aoleles Heimat. — Als habe sie eine kleine Lustfahrt gemacht, also federt Aolele aus dem Boote, ohne das geringste Zeichen einer Ermüdung.

Kaum haben die Reisenden das Ufer betreten, schwärmen blumengeschmückte Mädchen herzu, umringen die Heimgekehrte, umschlingen sie mit ihren Samtarmen und klingeln ein vielstimmig freudiges: „Talofa lava!" Goldaugen streichen über Aoleles gesegneten Leib, mit dem unverdeckten Ausdruck reiner Mitfreude.

Auch den Papalagi streifen neugierige Blicke. Der Weiße ist selten in diesem abgelegenen Küstendorf. Immer mehr Volks kommt herzu. Jung und alt. Und schließlich geleitet man die Zwei, umringt und gefolgt wie im Triumphzuge, zu der heimatlichen Hütte.

Polivia und Mase haben schon mit Ungeduld gewartet. Jetzt quellen sie über vor Freude. Polivia streicht mit ihrer weichen Nase liebkosend über Siaosis Wange und begrüßt ihn mit süßen Worten. Wildes Erzählen schäumt von beiden Seiten, als sei man Jahre lang getrennt gewesen. Aolele und Siaosi müssen auf der Ringbahn vor der Hütte Platz nehmen. Vorbei defiliert die dörfliche Volkmenge. Aolele macht Siaosi mit ihren Herzensfreundinnen Timea, Tiale und Sina, bekannt. Sie müssen ihm die Hand geben, was unter vielem Gekicher, Kreischen und Lachen vor sich geht.

Siaosi ist einmal wieder froh an seiner Insulanerin. Er findet sie reizvoller denn je. Ist es die vertraute Umgebung, sind es die Gespielinnen ihrer Kindheit, sie erscheint ihm gelöster, natürlicher, ohne alle Hemmung. Er bemerkt zudem mit Genugtuung eine Überlegenheit gegenüber ihren Freundinnen, sie offenbart Sicherheit und Schalk im Gespräch, ja eine gewisse Großartigkeit der Gebärde, als ob sie es öffentlich verkünden wolle: Der weiße Geist hat mich gesegnet und wird mich weiter segnen. Zuweilen fällt auch ein liebender Blick auf Siaosi, daß auch er teilhabe an ihren kindlichen Triumphen.

So verlöschen schnell alle Bedenken, die Siaosi über diesen Aufenthalt an fremder Stätte gehegt hat. Mase und Polivia überbieten sich ihm gegenüber in Liebenswürdigkeiten. Mase hat einigen fetten Hennen den Hals umgedreht. Er bietet seinem Schwiegersohn die goldbraun knusperigen Leckerbissen auf sauberem Blatteller dar und peitscht mit seinem Fliegenwedel das zudringende Jungvolk hinweg, das gerne Zeuge der Vertilgung sein und die Sensation der Stunde auskosten möchte.

Der Abend gestaltet sich zu einer Feier, an der die ganze Dorfschaft geschlossen teilnimmt. Man bringt der werdenden Mutter Geschenke und huldigt ihr und dem weißen Manne. Es werden die üblichen farbigen Reden geschwungen, viel Kawa getrunken und die Feier der Ankunft mit Gesang und

Tänzen gekrönt. Es ist spät, als man auseinandergeht und Siaosi und Aolele ermüdet auf die Matten sinken.

Ehe Siaosi einschlummert, vernimmt er vom anderen Teil der Hütte her ein monotones Gemurmel. Er horcht auf. Es ist Mases Stimme, die ein Gebet zu den Geistern sendet: „Moso! Moso! Sei gnädig, laß unsere Tochter am Leben! Habe Mitleid mit mir und Polivia, erhalte uns Aolele! Wir wollen dir gerne jeden deiner Wünsche erfüllen!"

Siaosi sieht hinüber zu Aolele, welche die Helle der Tropennacht mit mildem Schein überlichtet. Ihr Gesicht trägt den Ausdruck sattester Freude. Die schmalen schönen Hände liegen wie behütend auf der Fülle ihres Leibes. Sie atmet gesundeste Fruchtbarkeit. Die Ängste Mases scheinen Siaosi frevelhaft, und sein Gebet widert ihn an.

Schon am nächsten Tage stellt die „fa'atosaga" [1]) des Dorfes fest, daß bis zur Niederkunft Aoleles noch einige Tage vergehen würden. Diese Kunde geht von Mund zu Mund; denn das Geschehen geht alle an. Trotzdem ist es ein dauerndes Kommen und Gehen der Frauen, ein ergiebiges Beraten und Bereden um das bevorstehende Ereignis.

Siaosi fühlt sich bei dieser fraulichen Umspülung zur Seite gedrängt. Um nicht Mase alleine ausgeliefert zu sein, entschließt er sich zu einem Aufstieg in die Berge. Er wandert dorfaus einen mäßig breiten Fahrweg hinan, vorbei an langgestreckten Pflanzungen, an kultivierten Wäldern, in denen die Palmen in geraden Reihen auf kurzgerodetem Rasen weitausladende Kronen tragen. An einer Stelle endet der Weg vor einem seitlichen Gatter und führt in die Pflanzung hinein. Nur ein enger Buschpfad führt jetzt noch bergan. Siaosi folgt ihm. Er kämpft sich durch niedriges Gestrüpp und wirres Schlinggewächs langsam zur Höhe. Oft muß er die Last des Laubes mit beiden Händen zurückhalten, um hindurch zu können. Endlich betritt er eine kurze Ebene. Sie ist aus dem Urwalde herausgeschlagen wie eine Halle. Ringsum grenzen gigantische Laubwände, schwarzgrüne Mauern, über die es kein Entrinnen gibt. Weitausladende Fikusbäume mit ungeheuer-

---

[1]) Eine Art Hebamme.

lichen Wurzelkaskaden stehen wie Wächter vor diesem Unergründlichen.

Der Wanderer quert die Ebene, er ist gebannt von der schweigsamen Fülle der Formen und fühlt sich klein vor dieser Zeugschaft mächtigen und primitiven Lebens. Er merkt nicht, wie er verschiedentlich seinen Pfad wechselt und immer tiefer eindringt in die beklemmende Umschlossenheit des Busches. Er beginnt zu stolpern, Lianenstränge sperren sich, und totes Geäst bildet Verhau und Hindernis. Als er umkehren will, ist der Pfad in der Flut der Gewächse ertrunken. Er findet ihn nicht mehr.

Zögernd horcht er in die große Stille, unschlüssig der Richtung, die er wählen soll. Dann, unwirklich und fremd in dieser Umgebung, vernimmt sein Ohr plötzlich das ferne Muhen einer Kuhherde. Er geht dem Schalle entgegen, kämpft sich durch mannshohes Gras, übersteigt wildes Lavageröll und die Stämme gestürzter Bäume, bis er plötzlich auf eine Lichtung tritt, in die eingeschmiegt ein freundliches Pflanzerhaus liegt.

Um seinen Weg zu erfragen, geht er darauf zu. Ein Hund nimmt ihn in der Nähe des Hauses an. Er bleibt stehen, bis sich eine Gestalt über das Gitter der Veranda beugt und nach seinem Begehr fragt.

Sobald Siaosi das erste deutsche Wort sagt, bittet ihn der Pflanzer zu sich herauf. Er begrüßt ihn herzlich.

Siaosi berichtet. Doch er unterschlägt. Der Fremde erfährt nur, daß er sich verirrt hat und wieder nach seinem Ausgangspunkt Palauli zurück will.

Der Pflanzer bittet den Verirrten, am Kaffeetisch Platz zu nehmen, um eine Weile zu rasten. Ein Greis und eine blonde Frau reichen ihm die Hand; auch zwei liebliche Kinder sind da. Lauter lichte freundliche Menschen mit hellen Augen und blonden Haaren, und alle reden in seiner Sprache.

Siaosi gerät ob dem Ungewohnten und doch Vertrauten in einen traumhaften Taumel. Er redet aufgeregt und wortreich, doch immer im weiten Bogen gehend um sein Eigenstes.

Er fühlt sich vor diesen Landsleuten irgendwie als ein Verräter. Ganz unbewußt. Er fürchtet jeden Augenblick eine Frage, die ihn entblößen, die ihn zeichnen könnte. Er erfährt

mit Beklemmung die eigene Unfreiheit, ein Gehemmtsein und eine Bedrohung seines innersten Gleichgewichtes. Er möchte aufspringen und auf und davon laufen; dann wieder hält ihn ein rätselhafter Bann.

Je ruhiger diese fremden Menschen ihn betrachten, um so unsicherer wird seine Haltung. Er erschrickt, als er bemerkt, wie ihm die Beherrschung einfachster Form plötzlich Mühe bereitet. Das Gebäck zerbricht in seinen Händen, fällt in die Tasse, und häßliche Spritzer beschmutzen das lichte Gedeck.

Er entschuldigt sich vor der Hausfrau. Als sie ihn fragt, ob er verheiratet sei, flammt ihm das Blut zu Kopf, als ertappe man ihn bei einem Unrecht. Und sein Ja bleibt wieder verbergend.

Von Zwiespalt gepeinigt, reißt er sich plötzlich zusammen, dankt hastig und erklärt, dringend gehen zu müssen. Er liest es den Fremden ab, daß sie ihm mißtrauen. Er sucht nach irgend einem befreienden Worte, doch er findet es nicht.

Man gibt ihm einen Chinesen zum Geleit. Sobald dieser ihn auf die rechte Fährte gebracht hat und umkehrt, beginnt Siaosi zu laufen. Fluchtartig, als könne er nicht schnell und weit genug von dem soeben Erlebten abrücken.

Qualvoll und wie ein Hieb in seine Seele einschlagend ist ihm einen Augenblick lang der Sinn und die Tiefe aller Blutgemeinschaft bewußt geworden. Sie hat zu ihm gesprochen, hat ihn angerufen, doch er hat sie verleugnet — aus Selbstschutz. Und nun, da er wie verfolgt zutal hetzt, ist er bemüht, ein urhaftes, tief aus dem Blute aufsteigendes Gefühl zu verreden und zu übermänteln vom Verstande her. Diese Wirrnis macht sein Blut kochen, und er ist froh und wie aus einer grausamen Not erlöst, als er matt und abgehetzt wieder bei Aolele landet und ihre erdhafte Fülle ihm Vergessen schenkt.

Und doch, als der Abend kommt, und die Hütte wieder randvoll mit braunen Menschen ist, betrachtet er seine Meermenschen zum ersten Male als Fremdling. Er erkennt und wird sich mit Wehmut bewußt, daß, obwohl er sie liebt und sie ihn und obschon er sich ihre Sprache zueigen gemacht hat und ihr Leben teilt in freudiger Erschlossenheit, er dennoch unter ihnen abgesondert ist als ein Träger fremden Blutes. Zum ersten Male

tritt vor seine innere Schau die unendliche Ferne, die unsagbare Weite der Meere und Länder, welche ihn von der Heimat trennen, die ihm bluthaft zugehört.

Die Geburt

Aoleles Stunde ist gekommen. Alle Bastvorhänge der Hütte sind herabgelassen, im rötlichen Schein der Feuerstelle hockt die Gebärende auf der Matte. Ihre Nüstern blähen sich im Auf und Ab der schweren Atmung. Ihre Lippen sind dünn vom heftigen Aufeinanderpressen im Schmerzverhalten. Sie schreit nicht, sie klagt nicht. Nur ein leises Wimmern quillt aus ihrem Munde bei jeder Wehe.

Polivia möchte Siaosi hinausdrängen, ihm den Anblick dieser Werdenöte zu ersparen. Doch Aolele wehrt, sie bittet, reckt die Hände. „Sau ia te a'u!" Komm zu mir! „Sau vave!" Komm schnell! Ihre dunklen Beerenaugen flehen um Siaosi. Sie scheinen dunkler denn je.

Siaosi gleitet zu ihr nieder und hält sie mit beiden Armen umschlungen.

„O lele lava!" Dank entringt sich ihrem Munde.

Siaosi preßt sie fest an sich, als wolle er seine Kräfte zu den ihren tun. „Sei stark, Siula!" flüstert er ihr zu, während ihr Leib sich biegt und beugt wie ein Rohr.

Vor ihrem Schoß sitzen Polivia und deren Schwester Mauta. Mit vorgestreckten bereiten Fingern. Beide pressen bei jeder Wehe die Knie der Gebärenden auseinander. Auch sie flüstern ihr Mut zu. Das kleine Licht der Herdstelle zeichnet ihre Schatten riesengroß an die Flechtwand. Ein handgroßer Nachtfalter, ein Ordensband, sammetschwarz, fegt und flattert querraum. Wenn es still ist, hört man das Tappen des Insektes gegen die Decke. Zuweilen bläht sich einer der Vorhänge und läßt Streifen grellweißen Lichtes in das Schummerrot der Hütte. Mase steckt seinen Kopf herein und grunzt ein Fragen.

Jedesmal zischt ihn Polivia entrüstet und barsch hinweg: „Alu ese!“ Raus!

Und wieder und nochmals bäumt sich der Leib des Weibes. Und einmal wird er so hart und starr wie Stahl im Pressen des Abstoßenwollens. — — Dann ein wilder tierischer freilösender Schrei, und Polivias Hände fassen und empfangen ein winziges Menschenwürmchen.

Aolele sinkt zusammen. Sie gleitet nach hinten und bettet ihren Kopf in Siaosis Schoß. Sie blinzelt ihn mit verkämpften müden Augen an, und ihr Mund quillt auf zu einem feinsten Lächeln.

Im gleichen Augenblick ertönt ein Schrei vor der Hütte, dröhnend, durchdringend. „Uuu! Uuu!“ Es ist der Tulafale, welcher den Inseln die Geburt eines Menschen verkündet. „Uuu! Uuu! Uuu!“ Er schreit fünf Mal; denn es ist ein Knabe.

In der Hütte entsteht jetzt große Geschäftigkeit, das kleine Geschöpf zu reinigen und für die Welt zu bereiten. Polivia saugt ihm mit Hingabe das Näslein aus, und schon beginnt das kleine Wesen im Gleißmaß zu atmen, und bald auch folgt der erste Aufschrei.

Im nächsten Augenblick wird eine „talavalu“, eine achtzinkige Keule zum Vorhang hereingereicht. Der Dorfhäuptling schickt sie durch einen Boten. Damit dem Knäblein als werdender Mann Mut und Tapferkeit innewohne, wird jetzt auf diesem Zeichen starker Wehr der Nabel getrennt. Hierbei darf nun auch Mase teilnehmen; er muß die Keule halten, während Mauta mit einem Bambusmesser den trennenden Schlag vollführt.

Bald liegt der Neugeborene, in ein Stücklein Rindentuch eingehüllt, in den mütterlichen Armen. Sie umschlingen das winzige Häuflein wie ein Nest. Nur ein bleiches helles Stirnchen und ein Flaum rabenschwarzer Haare spitzen aus dem Tuch hervor. Von Zeit zu Zeit beugt sich die Mutter darüber und schaut freudig aufgirrend in den Spalt.

Dann nimmt man der Mutter die süße Last, damit sich die Abgekämpfte entspanne und ihr Kampf im Ruhen abwelle. Unter einer kostbaren Siapo mit seelig verklärtem Ausdruck liegt sie ausgestreckt auf der Matte.

Und nun kann die Welt teilhaben, alle Vorhänge werden aufgerafft, und des Tages Helle flutet lichtspendend durch den Raum.

Schon nahen die ersten Gratulanten. Stimmen jauchzen. Glücksworte werden laut. Die Hütte füllt sich. Mase muß sich hindurchwinden, als er der Mutter den ersten Trank, einen Ipu mit „vaisalo", eine kräftige Stärkesuppe, bringt. Auch das Kind bekommt jetzt seine erste Nahrung. Polivia zerkaut den Kern einer Nuß, wickelt die breiige Menge in ein Stück Rindenstoff und schiebt sie dem Würmchen zwischen die Lippen.

Siaosi steht zwischen aller Regsamkeit als beglückt Schauender. Seine Vaterschaft schenkt ihm das stolze und frohe Wissen einer neuen und untrennbaren Bindung zwischen ihm und dem geliebten Weibe. Seine Blicke gehen oft zu dem Bündelchen, das in sich solch reiche Bedeutung birgt, dieses lebendige Zeugnis seiner Liebe zu Aolele. Er ist weich und dankbar gestimmt wie nie. Und im Augenblick weiß er nichts Trennendes zwischen sich und seinen Meermenschen.

Es sind schöne Tage, diese ersten nach der Geburt. Siaosi ist beglückt, Aoleles Denken und Tun nur um das kleine Wesen kreisend zu sehen. Ihre Mutterschaft liegt auf ihr wie ein warmes Licht und macht sie ihm zwiefach verehrenswert.

Schon am dritten Tage springt Aolele vom Lager und eilt mit dem Kinde zum Meere, ihm die Weihe des ersten Freibades zu schenken und alle letzten Spuren des Kampfes von sich selber abzuwaschen.

Sie will nicht krank sein und möchte vor allem auch teilhaben an den Festlichkeiten der Geburtfeier. Denn schon nahen Gäste von ferne und nah. Pale, Tupuasa, Kiki und Nafanua sind bereits gekommen. Pale hat die Nacht durchgerudert, um möglichst schnell zur Stelle zu sein. Er wirft sich Siaosi um den Hals und seine Goldaugen glänzen feucht. Er weiß vor Freude nichts zu sagen und schlägt in Verlegenheit klatschend seine strammen Schenkel.

Er nimmt das Knäblein aus seiner Mattenhülle und schwingt es hoch über sich, dabei schnalzend und girrend, als sei er selber der Vater.



Er kreischt vor Begeisterung, als er den Namen des Knaben hört. „Malietoa!“ Gab es einen stolzeren als den des einstigen Königs und Beherrschers der Inseln „Malietoa Laupepa!“ Malie — toa — der tapfere Krieger!

Tupuasa, Kiki und Nafanua sitzen stundenlang mit Polivia, Mase und anderen Anverwandten im Kreise um den kleinen zukünftigen Helden und rätseln den Spuren seines Blutes nach. Einer findet, das weiße herrsche vor, der andere das braune. Tupuasa spricht von dem Kinde als von einer welken Blüte. Polivia zornt sie darob an. Es sei nicht nötig, daß das Kindlein einem „pua“ [1]) gleiche. Aolele sei bei ihrer Geburt nicht stärker gewesen. Nafanua fragt, ob die Milchprüferin schon dagewesen sei. Sie ist dagewesen. Sie hat, wie es sich gehört, unter Zusatz von wenig Wasser etwas Milch von der Mutter in einen Ipu getan, zwei heiße Steinchen in die Mischung geworfen und, da sich keine Spur von Gerinnung gezeigt, die mütterliche Nahrung als einwandfrei erklärt. Daß das Knäblein noch nicht trinken mag und viel weint, erregt bei niemanden Bedenken. Viel bedenklicher ist allen die völlig unsamoanische Kopfform des kleinen Malietoa. Er hat den häßlichen „ulutoi“ [2]) des Weißen und auch dessen „isuva'a“ [3]). Man ist allseits der Meinung, daß man diesbezüglich nachhelfend und verbessernd eingreifen müsse. Man spricht über diesen Punkt nur ganz vertraulich und im Flüsterton; in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Vater auf seinen ihm anhangenden Schönheitbegriff bestehen wird. Nur bei absoluter Sicherheit seiner Abwesenheit bearbeitet Polivia die Formen des kleinen Mannes. Mit flacher Hand behutsam auf Stirn und Nasenwurzel drückend, bemüht sie sich ein verbildetes Ideal umzuformen, solange es noch weich ist. Doch irgend ein Erfolg wird nicht sichtbar. „Dieses Kind hat Knochen wie Lava,“ verkündet sie vertraulich der Sippe.

Alles, was irgendwie verwandtschaftliche Beziehungen hat, ist anwesend. Das Dorf ist mit etwa siebzig Gästen belegt. Am Ufer liegt eine ganze Flotte von Fahrzeugen. Berge von Nah-

---

[1]) Schwein.
[2]) Langschädel.
[3]) Hohe und steile Kanunase.

rungmitteln werden herbeigeschafft und vor dem Festhause aufgeschichtet. Im Kochhause schwitzen zehn Jünglinge über dem Bereiten der Speisen. Sie dünsten und kochen nahrhafte und feste Gerichte aus Taro, Brotfrucht und Yams, sie backen Tauben, Hühner und Fische in jeglicher Art der Zubereitung. Fett trieft von ihren Fingern, Fett tränkt den Boden. Ein Meister bereitet im nachbarlichen Hause ausschließlich die „fai'ai" [1]) Gerichte. Eine Schar Burschen eilt unermüdlich hin und her, die Kostbarkeiten auf kleinen „laulau" Matten darzubieten. Pale hat ein gewichtiges, schon gebackenes und gefülltes Mastschwein und zwei Riesenschildkröten mitgebracht. Das Schwein krönt die Mitte der langen Tafel. Die Männer preisen seine Güte, und auch ihre Hände und Gesichter triefen vom Fette. Die Mädchenkönigin bereitet eine Kawa nach der anderen, und doch ist immer noch Mangel an Flüssigem. Nie ist in Palauli mit solcher Lust gegessen und getrunken worden.

Als Abwechselung vollzieht sich zwischen den Essengelagen das Darbieten der Geschenke. Es geschieht vor aller Öffentlichkeit, mit viel Würde und ebensoviel Kult. Jeder Gast hat Gaben gebracht: Fächer, Matten, Waffen, einer ein ganzes Kanu. Diese Geschenke gehen nicht an die Eltern des Kindes, sie werden unter den Gästen verteilt. Einer schenkt dem anderen. Es ist wie ein sinnvolles Hindeuten, daß einer den anderen lieben und ihm Freude bereiten soll und daß die Geburt eines Kindes dazu der schönste Anlaß sei.

Alle Gäste bleiben mehrere Tage und ziehen erst nach reicher Erfreuung und Sättigung mit ihren Geschenken wieder ab. Und noch lange bleibt in allen die Erinnerung an die schöne Feier, da der kleine Malietoa, Aoleles und des weißen Mannes Sohn, das Licht der Welt erblickte.

---

[1]) Gallertartige, puddingähnliche Süßspeise.

Auch Aolele und Siaosi rüsten nach wenigen Tagen zur Heimkehr. Beide sind feiermüde und sehnen sich nach der Stille ihres Hauses auf dem Hügel.

Polivia trägt Malietoa zum Strande hinab und bettet ihn zwischen vielen Leckerbissen und Geschenken auf den Boden des Fahrzeuges. Beim Abschied nimmt sie Siaosi mütterlich zur Seite: „Aua le sopoina le failele!" Schreite nicht über die stillende Wöchnerin! Berühre sie nicht! Ihr Blick ist offen und bittend.

Dieses Mal rudert Siaosi. Er tut es mit Stolz und mit dem Bewußtsein einer Pflicht, die ihm als Mann zukommt. Als er nach zwei Reisetagen den heimatlichen Strand von Iliili erreicht, fühlt er seine Armmuskeln brennen, und er hat Mühe, seine starke Ermüdung vor seinem Weibe zu verbergen.

Die Hütte liegt unberührt wie bei ihrem Fortgang. Die Heimgekehrten nehmen erneut von ihr Besitz und freuen sich der Belebung ihres Idylls. Ihr Leben hat durch das Kind jetzt einen Mittelpunkt und erhöhte Bedeutung bekommen. Es gibt fortan Pflichten und Notwendigkeiten, welche den Tag beleben und bereichern.

Aolele ist vollauf mit der Pflege und Wartung Malietoas beschäftigt. Ihr Brustquell rinnt, und viel Überfluß ergießt sich ins Leere; denn immer noch ist des Kindes Trinken mehr ein aufgenötigtes Nippen als verlangendes Nehmen. Ein Gedeihen seines Körperchens ist noch nicht zu erkennen.

Nur die Augen des kleinen Mannes zeigen Leben. Sie gleichen zwei dunklen reifen Beeren. Wach springen sie in die Runde, und auch die ungewöhnliche Größe zeugt dafür, daß ein Lebenswille in dem kleinen Körper ringt, ein Antrieb, der das Blut durchdringt und es dauernd aufruft zu leibgestaltendem Werke.

Diese Augen versöhnen. Sie lenken ab von dem zerknitterten Gesichtlein und der glatten und kühlen Elfenbeinhaut des kleinen Leibes, der dem Leben alles Starken zudrängt mehr in Sehnsucht als in Vollbringung.

Siaosi rätselt oft an den Gesetzen des Lebens, welche auch

dieses seltsame Menschengebilde werden ließen. Er liebt Malietoa als Träger seines Blutes. Doch er findet kein zwingendes Verhältnis zu seinem Kinde. Es ist mehr ein Wissen und Wollen in seiner Beziehung als ein bluthaftes innerstes Bejahen.

Er sucht noch sich selbst, sobald er den Kleinen betrachtet und findet doch nur Anzeichen seiner eigenen Artung, wie die steile Kopfform und die schmale, dünne, feinflügelige Nase. Auch die Form der Hände und Füße stimmen überein mit der seinen; es ist die gleiche Anlage fester kurzer Stämmigkeit. Nur die gelbbleiche Haut und die leichte Verfärbung der Nägelchen ins Blaue stört auch dieses Gleichsein.

Ebenso ist auch die Mutter in ihrem Kinde nur angedeutet. Nirgends ist ein bestimmtes und zwingendes Übereinstimmen, nirgends zeigen sich bluthafte Bindungen nach insularer Seite. Ja gegen die keimhafte Zartheit des Kleinen prunkt Aolele jetzt doppelt in satter Fülle. Die Geburt hat ihren Körper aufgerufen zu erhöhtem Wachstum. Der Durchgang fremden Blutes und dessen Abstoßen hat ihr Weibtum freigelegt und ihre Willigkeit brennend erhöht. Sie gleicht jetzt einer jener Tropenpflanzen, die in sattestes Erdreich eingebettet und im Bannkreis höchster Bestrahlung machtvoll in ihre Erfüllung hineinwachsen.

Die körperliche Armut Malietoas steht in keinem Verhältnis zu seiner blühenden Mutter. Gleicht er doch mehr einem Keime, denn einer abgestoßenen Frucht. Aolele sieht es nicht. Sie ist restlos eingebunden in ihre Mutterschaft. Das Kind, und nur das Kind, erfüllt sie. Wenn sie den nackten bleichen Leib an sich preßt, meint man, es müsse an ihrer überströmenden Kraftfülle und ihrer heißen Hingabe plötzlich Blüte werden und kraftvolles Leben.

So empfindet Siaosi. Anders empfinden die Matronen, welche ein- und ausgehen, nachdenkliche Gesichter machen und Ratschläge erteilen, die Aolele fröhlich belacht, weil sie nie aus dem Denken lebt, auch nicht in ihrer Fürsorge, sondern nur aus dem Blute.

So erlebt sie ihr Kind zuerst mit dem Gefühl und dem Auge. Sie erhascht und erhorcht jede kleinste Regung, jede Veränderung seines Gebahrens. Als Malietoa zum ersten Male die

bleiche Stirne in Falten legt und der dünne Mund sich rundet zu lieblichem Lächeln, wirft sie sich über den Knaben, ihn mit Herzworten, Streichen und Liebkosungen überströmend. Als er zum ersten Male das Köpfchen hebt, ruft sie Siaosi vom Strande zurück, so wild, so dringend, daß dieser wähnt, es sei ein Unglück geschehen und in höchster Angst atem- und wortlos gelaufen kommt.

Die Milchaufnahme des Kindes nimmt täglich zu, aber zugleich auch das Ausschütten. Dies ermattet den kleinen Leib, und so verschläft Malietoa die meiste Zeit seines jungen Lebens. Siaosi glaubt dennoch eine langsame aber stete Rundung der Gliederchen wahrzunehmen. Was aber stetig jede aufsteigende Besorgnis, daß das Kind nicht gedeihen könnte, augenblicklich erstickt, das sind die großen munteren Beerenaugen. Sobald er in sie hineinblickt, wähnt er in eine Tiefe zu sehen, wo Kräfte und Mächte verborgen schlummern, die nur erst freigelegt und vom Blute gestützt werden müßten, um sichtbar und tragend in Erscheinung zu treten.

Es liegt ihm fern, Aolele in ihrer triebhaften Hingabe aufzustören und nachdenklich zu machen. Er verschweigt ihr jede Besorgnis, betont dagegen jeden Anschein, der für ein Gedeihen spricht. Um so mehr betrübt es ihn, daß diese Besorgnis von fremder Seite in ihr wachgerufen wird. Jene dörflichen Matronen kommen wieder und wieder und ruhen nicht, Aolele Gift einzuflößen und ihr glaubhaft zu machen, daß dieses Kind nur leben könne, wenn die Dämone — die es ohne Frage von väterlicher Seite mitbekommen hat — aus ihm vertrieben würden. Sie bringen Rindenstoffe, ganze Bündel mit Blumen gefüllt, auf welche das Kind gelegt wird, um die Geister in wohlwollende Stimmung zu versetzen.

Siaosi wähnt, es handle sich um einen insularen Volksgebrauch und erhebt in dieser Täuschung keinen Einspruch. Doch es entgeht ihm nicht, daß nun auch Aoleles Gesicht zuzeiten Sorge zeichnet, und einmal ertappt er sie dabei, daß sie beschwörende Worte murmelt, die offenbar dem Gotte Moso gelten.

Er macht ihr darob Vorhaltungen und bemerkt dabei erst, wie sehr er selber in Zweifel und Sorge ist. Er beklagt es,

Weib und Kind so oft mit den geschwätzigen Matronen alleine gelassen zu haben und gibt diesen bei ihrer nächsten Aufwartung mit großer Deutlichkeit zu verstehen, daß ihre Besuche nicht erwünscht sind.

Darauf senden sie ihm den dörflichen „foma'i" [1]), ein dürrer Greis mit listigen Augen und affenartigen langen Gliedern. Er erscheint eines Tages wie aus der Erde gestiegen. Selbstsicher, anmaßend, herausfordernd. Auf Malietoa deutend sagt er betont, daß das Kind krank sei, sehr krank. Der hohe Alii habe Moso erzürnt, weil er sich nicht habe trauen lassen und das Kind nicht getauft sei. Er hält Siaosi eine Standpauke. Er läßt durchblicken, daß der Neugeborene nicht nur ihm, sondern auch der ganzen Dorfsippe gehöre. Er empfiehlt Lösegeld in Gestalt von Gaben, die er als Vermittler gerne willens ist in Empfang zu nehmen und an die zuständigen Geisterstellen abzuführen.

Aolele weint. Sie klammert sich an Siaosi und beschwört ihn, auf den „foma'i" zu hören und sein Gebot zu erfüllen.

Siaosi schüttelt Enttäuschung und Verzweiflung. Die Anmaßung des „foma'i" läßt ihn kalt. Er sagt ihm energisch, daß er keiner Einmischung benötige und drängt ihn mit barschen Worten zur Hütte hinaus. Schwerer trifft ihn das abermalige Versagen Aoleles. Er sagt ihr mit zwingender Deutlichkeit: „Wenn das Kind Lebenskraft genug in sich hat, wird es leben, andernfalls muß es sterben". Kälte und Sachlichkeit klingt aus seinen Worten. Aolele sieht ihn groß an, mit Augen eines guten Kindes, das gescholten wird, und nun merkt er mit Betrübnis, wie seine Worte an ihr abfließen und es ein nutzloses Beginnen ist, sie immer wieder durch Einsicht zu belehren, aufklären oder beruhigen zu wollen.

Die Heftigkeit der Rede hat das Kind aufgeweckt. Seine großen Nachtaugen blicken fragend zu den hadernden Eltern. Siaosi bemerkt es und beugt sich, schmerzbewegt und in diesem Augenblick selber einmal vom Triebe gelenkt, nieder zu dem Kleinen und redet mit ihm. „Was so ein ‚foma'i' doch für Unsinn schwätzt!" Seine Stimme ist warm und herzlich, er lacht mit dem Kinde, und dann sagt sein Mund, wieder im Banne

[1]) Arzt.

der wachen Augen des Kindes, stark und wie ein Gesetz: „Malietoa wird leben!“

Bei diesen Worten gleitet auch Aolele nieder zu dem Kinde und wie stets, wenn ihr Verstand versagt und nur ihr treibendes Blut spricht, umhalst sie Siaosi und fleht: „Faamolemole!“ [1]).

Malietoa lacht. Und jetzt strampeln seine bleichen dünnen Beinchen, als freue auch er sich des Wiederfindens der Eltern.

Malietoas Tod

Der Tag ist feucht. Der Regen strömt und trommelt, alle Laute verschlingend, auf dem Hüttendach. Leise klingt in dieses Regengeräusch und vermischt sich damit ein monotones Weinen. Es kommt von Aolele, die mit verschwollenen Augen mit Siaosi neben dem Kinde hockt. Zuweilen schwillt es an zu lautem Wimmern und übertönt den Regenfall.

Malietoa hat seit zwei Tagen alle Nahrung verweigert. Aolele drückt ihm süßen Bananenbrei in sein Mündchen, er speit es wieder aus. Er scheint matter denn je. Die Arme liegen wie welke Ranken zur Seite, das Köpfchen hängt hintenüber, unfähig sich selber zu halten.

Nur die Beerenaugen leuchten wie immer. Jetzt lächeln sie. Aolele hört auf zu weinen. Wie kann Malietoa lächeln, wenn nicht das Leben in ihm singt und die große Sehnsucht? — Doch, was ist das? — — „Siaosi!“ Aolele schreit. — Die dunklen Augen des Kindes verdrehen sich in einem unmöglichen Winkel, sie bleiben stehen und erscheinen plötzlich glanzlos und leer. Der Atem kommt langsam und schwer und stoßweise. Siaosi schlägt den deckenden Rindenstoff zurück und legt behutsam sein Ohr an die bleiche nackte Brust. Seine Augen sehen dabei trostlos und verzweifelt zu Aolele hinüber. Die weint und wimmert erneut.

Plötzlich reckt sich Siaosi auf, er faßt nach Aolele und zieht

1) Verzeih mir.

sie fest an sich, ganz fest. Ihr Kopf liegt an seiner Brust. Er hebt eine Hand des Kindes, sie schlägt welk auf die Matte zurück. Das Mündlein steht jetzt offen, kein Atem kommt mehr heraus. — Malietoa ist tot.

Aolele weint und wimmert, ihre Zähne schlagen wie im Fieber aufeinander. Ihre Augen sind geschlossen, als wolle sie noch nicht wissen, was geschehen ist. Erst als Tränen aus Siaosis Augen auf ihre Hände fallen, reißt sie sich aus seinen Armen und schreit, schreit laut, wie ein tötlich verwundetes Tier. Schreiend wirft sie sich über Malietoa. Sie schüttelt das tote Kind. Sie schreit es an. „Malietoa! Malietoa!" Dann läßt sie den leblosen Körper fallen, ringt die Hände, rauft sich die Haare, beißt wild in ihre Arme, kratzt sich auf den Schenkeln blutige Striemen, tobt und schreit. Sie schlägt auch nach Siaosi, sobald er ihr nahe kommt. Ihre Schreie werden im Dorfe gehört.

Sie sieht es nicht, bemerkt es nicht, daß jetzt viele Menschen eilfertig in die Hütte treten, Männer, Frauen und Mädchen. Auch diese beginnen sofort mitzuweinen, mitzuschreien und zu klagen. Ein wildes Gejammer und Geheule tost durcheinander. Die Kunde von Malietoas Tod hat sich schnell verbreitet. Immer mehr Menschen kommen gelaufen.

Siaosi sitzt stumm und starr, wie gelähmt, in diesem Getose des Schmerzes. Er ist unfähig zu denken, unfähig das Geschehen zu fassen. Es drängt ihn zu Aolele. Er darf sie nicht berühren; sobald er es versucht, stößt sie ihn heftig von sich. Keiner darf sich ihr nähern, keiner nach ihr fassen, keiner mit ihr reden. Sie liegt eingerollt wie ein Tier abgesondert an einem Pfosten. Ihr Wimmern klingt wie das Jaulen eines Hundes.

Bewegung geht durch die Masse der Versammelten, als einige Weiber den kleinen Leichnam heben und unbedeckt auf eine dünne weiße Pflanzenmatte legen. Alle hocken sich sogleich im engen Kreise herum und starren stumm und mit vorgestreckten Händen auf die weiße Fläche. Niemand weint jetzt, niemand wimmert. Auch Aolele nicht. Sie sieht unter ihrem Arm hindurch hinüber nach der Matte.

Plötzlich geht über alle Gesichter ein befriedigter Schein, als ob dem Tode der Stachel genommen sei. Ein Ameislein besteigt und quert eilfertig das Tuch. Sogleich raffen hastige Hände es zusammen. Malietoas Seele ist gefangen, ist vor der Verirrung gerettet. Das Tierlein hat sie in sich aufgenommen. Es wird mit in Malietoas Grab kommen, und also kann Malietoas Seele ungehindert heimkehren in das „Salefe'e", in das samoanische Elysium, in das Land der Seelen.

Besonnene nehmen sich jetzt des kleinen Leichnams an. Sie hüllen ihn dicht in köstliche Siapos, lassen nur das Köpflein frei. Er gleicht einer kleinen Mumie. Auf einen Thron von Matten wird er im Mittelpunkt der Hütte aufgebahrt. Mädchen tragen Arme voll Blumen herbei. Bald liegt das Erdenrestlein wie in einem Blumenbeet. Die Menge verläuft sich. Vier Weiber übernehmen die Totenwache. Sie hocken stumm im Viereck, dem Leichnam zugewandt. Sie sprechen nicht, sie bewegen sich nicht. Keiner redet sie an. Wie eingewurzelt verharren sie auf ihrem Ehrenposten.

Siaosi versucht noch einmal Aolele an sich zu ziehen. Er streicht über ihren aufgewühlten Schopf. Sie drängt ihn abermals zurück und blickt ihn an mit leeren, fremden, feindlichen Blicken.

Da schleicht er hinweg, gequält von seiner Fremdheit unter diesen Menschen. Er läuft an den Strand. Er läuft das Ufer hinab und wieder herauf. Er rennt wie ein Irrer. Er weiß kein Ziel, weiß keinen Trost in seiner unendlichen Not.

Sein Leben ist jäh wie quer durchschnitten. Er leidet an dem Verlust des Kindes. Er sucht Trost in dem Denken, daß es schwach und nicht lebensfähig war. Er gibt es von seiner Seele frei. Er will kein krankes Leben. Doch das Band zwischen ihm und Aolele ist zerrissen. Sie war dem kleinen Wesen nur Durchgang, ein Durchgang zum Tode. Das Leben hat ihn und Aolele betrogen.

Wie war dieses Sinnlose nur möglich? Aolele sprüht Gesundheit. Auch er selbst ist gesund. Krankheit und Schwäche ist beiden fremd, und doch wurde sein Same in ihr nicht zur kraftvollen Blüte. Ist es die Fremdheit seines Blutes, das, belastet mit Europa, das unbelastete erdnahe Blut Aoleles

abstieß? Er weiß es nicht. Die Fragen seiner Not bringen ihn in ungekannte Wirrnis.

Was sein Inneres noch mehr quält und vollends außer sich bringt, das ist die Abwehr Aoleles, das Sichverschließen ihrer Seele. Jetzt, wo die seine ihr zudrängt und wo er in vereintem Tragen Erlösung finden möchte, wehrt sie ihn ab mit Blicken tiefster Fremdheit, mit Augen, die sagen und klagen: Du weißer Mann bist schuld. In dir liegt das unergründlich Unbekannte, das Fremde, das zerstört und das auch dieses Kind getötet hat. Er fühlt dieses ihr Denken, und wenn es auch nur auf dem Grunde ihres Unbewußten liegt und nie in Worten geäußert wurde. Es erschüttert ihn und macht ihn hilflos wie ein Kind.

Er fühlt neu die Kluft aufbrechen zwischen sich und denen, die diese Inseln ihre Heimat nennen. Warum kann er nicht so einfach denken wie sie? Warum kann er nicht einer der ihren sein? Was ist es, das ihn doch immer wieder hindert, ganz ein Teil dieser Natur zu werden?

Sein Denken verwirrt sich derart, daß er in seiner Not wieder zurückrennt in die Hütte der Trauer, wo ihn erneut Wehklagen und Jammern umfängt und er erneut erstarrt und verstummt und sich als ein Fremdwesen fühlt, als einen Verlassenen, der aus allem herausgerissen ist, was Menschen mit dem Leben verbindet.

Die Nacht verrinnt. Die Kunde vom Tode Malietoas ist von Dorf zu Dorf weit über die Inseln gesprungen. Wieder wie am Tage der Taufe erscheinen die Bekannten, Verwandten und Freunde. Doch dieses Mal freudlos, mit traurigen Gesichtern; die meisten weinend. Pale, Nafanua, Tupuasa, Kiki und viele andere. Pale sitzt stumm neben Siaosi. Von Zeit zu Zeit bewegt sich sein Mund, wie um zu sprechen, doch er kann nicht. Siaosi fühlt ihn unter allen sich am nächsten. Es ist, als ob er die unsagbare Not des weißen Mannes erahne. Auch Nafanua zeigt ihr mütterliches Mitfühlen. Siaosis Hand fassend, sagt sie vieldeutig: „Amuia le masina, e alu ma sau!“ [1]).

---

[1]) Gesegnet sei der Mond, er geht und kommt wieder.

Polivia und Mase sind schon kurz nach dem Verscheiden des Kindes gekommen.

Wieder hat sie die Unruhe herbeigetrieben.

Sie zeigen gegen Siaosi die gleiche abweisende Fremdheit und Verschlossenheit wie Aolele. Als ob er sich schuldig gemacht habe, weichen sie vor ihm aus. Um so enger stehen sie zu ihrem Kinde. Polivia ist die einzige, welche von Aolele nicht abgewehrt wird. Sie klammert sich an die Mutter, umklammert sie wie ein Ertrinkender. Ihre Köpfe dicht aneinander scheint die Welt nicht mehr für sie da zu sein. Zuweilen schreien beide vereint, zuweilen wimmern sie oder verstummen im gleichen Augenblick.

Jünglinge haben ein kleines Grab in unmittelbarer Nähe der Hütte ausgeworfen. Mit sauberen Korallenplatten ausgelegt, gleicht es einem schönen Schatzverließ. Das Gesicht nach Sonnenaufgang, den Kopf landwärts, die Füßchen meerwärts gelegt, bettet man darinnen am hohen Nachmittag Malietoa. Der Ipu, mit dem er zuletzt gespielt, ebenso eine Muschelkette und das verbündelte Tuch mit der gefangenen Seele werden zu ihm gelegt. Nochmals treten alle an das kleine Grab, auch Aolele und Siaosi sehen hinein, nochmals tönt wildes Weinen und Jammern, aus irgend einem Munde kommt ein verirrtes christliches Gebet, dann füllen die Mädchen das kleine Kämmerchen bis zum Rande mit Blumen, Korallenplatten decken es ab, darüber ein Häufchen weißer klarer Strandsand.

Dann — als sei mit dem Zuschütten des Gräbchens zugleich auch alles Leid zugeschüttet und mit vergraben — weichen alle Tränen von den braunen Gesichtern, sie hellen sich auf, schon klingt ein Lachen. Aus dem Kochhause werden bereits Gerichte herbeigetragen. Man lagert im Kreise zu fröhlichem Schmaus. Sanini springt mit ihrer Mädchenschar ins Dorf, sich zum Tanze zu schmücken. Der Tulafale steht, den Stab in der Rechten, mit großartiger Gebärde auf dem Rasen und beginnt seine Rede, deren Sinn und Inhalt in der gelebten Weisheit der Meermenschen gipfelt und zusammengefaßt also lautet:

Im Osten ist das Glück, im Westen das Unglück, laßt die Toten ruhen, die Lebenden haben recht.

Wirren

Die Zeit wirkt nach ihrem Wesen. Sie legt Vergessen selbst über die härteste Not. Das Blut und seine Willigkeit hilft hinzu, zu überbrücken — und die Gegensätze zu verschleiern. So finden nach herben Wirren und mannigfachem Kampfe Siaosi und Aolele wieder zueinander. Doch etwas zwischen ihnen bleibt zerstört und gelangt zu keinem Ausgleich mehr. Der Tod Malietoas hat über ihre Gemeinsamkeit einen untilgbaren Schatten gebreitet. Es ist nicht der Verlust des Kindes, der ihn ursacht, sondern ein unausgesprochenes Gesetz, welches in diesem Tode seinen Ausdruck fand, das dunkel und gefahrvoll wirkend, sie stündlich umlauert und umdroht.

Siaosi erkennt die Gefahr bewußt, Aolele erfühlt sie aus der Wachheit ihrer Triebe. Sie erzeugt in beiden eine erhöhte Reizbarkeit. Die Stunden mehren sich, in denen einer des anderen Gegner ist.

Ah Chong, der chinesische Trader im Dorfe, hat Aolele einen Hund geschenkt. Ein kleines entraßtes Zwitterwesen mit dürrem, teilweise haarlosen Oberkörper, auf viel zu kurzen wie hineingesteckten Beinchen. Dieses Tier ist Aoleles ganze Freude. Auch Siaosi ist belustigt von seiner Komik: der schrägen fragenden Kopfhaltung bei jeder Anrede, dem unentwegten Kreisen des Stummelschwänzchens als Sprachorgan, dem Mut, mit dem jeder gestellt wird, welcher der Hütte sich nähert.

Weil Siaosi den Köter verschiedentlich „dummer Peter" tituliert, gibt Aolele ihm den Namen „Pita". Sie läßt das Tier nicht von ihrer Seite. Sie brät ihm Bananen und Brotfrucht. Sie hätschelt und verwöhnt es. Es ist ein wesentlicher Bestandteil ihrer Tage. An einer Kokosschnur führt sie „Pita" mit zum Bade. Er schwimmt wie ein Kinderdampfboot. Er schnauft und rasselt und schraubt sich mit dem Stummelschwänzchen vor und zurück.

Selbst im trauten Zusammensein mit Siaosi zerrt sie „Pita" heimlich am Schwanze. Kindlich ergötzt, wenn er knurrend nach ihren Fingern schnappt. Der Hund hat seinen Ehrenplatz auf der Matte. Er schläft, seine struppige Schnauze tief in Aoleles Kniekehle vergraben. Pita ist Aoleles Abgott.

Eines Morgens findet Siaosi ihn in Aoleles Armen, mit Behagen ihr Wange und Ohr beleckend, ohne daß sie ihn abwehrt. Angeekelt reißt er den Köter hoch und wirft ihn im Schwunge zur Hütte hinaus.

Aolele bekommt starre Augen. Sie stellt ihren Kopf steil wie ein Kampfhahn und ruft Pita energisch zurück. Der pürscht sich mit gestellten Ohren, fast auf dem Bauche kriechend, seinen Schwanzstummel rotierend, wieder herzu. Hastig greift sie nach ihm aus, legt ihre Wange auf sein Fell und reibt unter Koseworten ihre Nase an seinem Pfötchen.

Saiosi wird zornesrot. Er entreißt ihr zum zweiten Male das Tier und schleudert es nochmals in die Hecke. „Pita ist ein Tier. Einen Hund hat man nicht lieb wie ein Kind!"

Und jetzt geschieht etwas noch nie Dagewesenes. Siaosi erwartet einen erneuten Auftritt, Lärm und Widerspruch. Nichts von dem geschieht. Den Kopf hochgereckt, mit verächtlichem Zucken der Schultern und dem Ausdruck der Ironie und Überheblichkeit lacht Aolele, laut, höhnisch.

Dieses Lachen und diese Bewegung sagen Siaosi mehr als jeder Widerspruch. Er wird unter Schrecken gewahr, daß seine Schülerin bedenkliche Fortschritte im Wissen um die Dinge des Lebens gemacht hat, daß das wilde Kind der Natur auf dem Wege ist, das zu verlieren, was ihren Wert ausmacht, ihre köstliche erdhafte Unschuld. Dieses Erfahren schließt ihm den Mund. Er sieht sie traurig an, von Selbstvorwürfen gepeinigt.

Auch dieser Zwischenfall wird vergessen, er fällt in die Zeit und wird wesenlos. Dennoch mehren sich die Stunden, in denen Siaosi sich fragt: Ist meine ganze Liebe zu diesem art- und blutfremden Wesen nicht doch ein arger Selbstbetrug? Hat Aolele, seit sie mit dir diese Hütte teilt, irgendwie unter deinem Einfluß gewonnen? Was hat dein liebendes Bemühen bis heute in ihr erwirkt? Und er muß sich eingestehen: Aolele hat sich nicht verändert. Ihr Wesen behauptet sich mit Beharrlichkeit.

Wohl hat sie allerlei stoffliches Wissen von ihm übernommen. Doch es ist unverlangtes Fremdgut, das sie eher entstellt als bereichert. Und was besagt es gegenüber seinem er-

folglosen Bemühen, ihre Seele aufzuschließen, in ihr Inneres einzudringen und einen Widerhall zu finden seiner eigenen Seele?

Sie nur als Weib zu nehmen, als Triebwesen für sein Lustbegehren, dazu ist er sich selber zu gut. Ist es ihm doch ernst um die Gestaltung seines Selbst, um sein Menschwerden. Und so ist es auch für ihn ein natürliches Verlangen, daß sie als Gefährtin nicht unter, sondern neben ihm stehe. Unabhängig von Blut und Rasse.

Er kann und will den Glauben an solche Möglichkeit nicht fallen lassen. Er darf es nicht, soll sein Leben nicht zerbrechen. Dieses, wie alles Gelingen hängt von ihm selber ab, von seiner Einsicht, seiner Vernunft und seiner Liebe. Er ist der Führende, der Gebende, sie die Geführte, Empfangende.

Darum quält ihn jedes Versagen, eine jede Niederlage, weil sie seinen Glauben bedroht und damit sein Leben. Was diesen Glauben am meisten gefährdet, ist aber nicht der Zwiespalt oder Kampf des Tages, sondern ein gefahrvolles Denken, das immer wiederkehrt mit einer Neigung sich zu verhärten und absolut zu werden.

Es kommt wie zwanghaft, sobald er Aolele gegenübersitzt. Dann wähnt Siaosi, er blicke auf einen Fels, einen Baum oder irgend ein anderes Element. Er empfindet nicht mehr den Menschen in erster Linie. Aolele ist redselig und zugleich stumm wie die Natur. Ihre Worte tragen nichts aus ihrem Inneren zutage, sie gleichen mehr dem traulichen Gezwitscher der Vögel.

Auch seine eigenen Worte gelangen nie bis in das Innere ihrer Seele. Nichts kommt aus ihrem Munde, das sie über ein triebhaftes Sein in das Reich des eigenen Bewußtseins führt. Sie weiß nichts von sich. Ihr Fühlen und Wollen ist stetig Trieb, nur Trieb. Sie lebt, sie atmet. Wozu braucht sie einen Widerschein ihres Erlebens im Geiste?

Liegt in ihrem Eingebundensein in die Schöpfung nicht eine tiefe Berechtigung, ja ein Adel? Aolele lebt in völligem Einssein mit der Natur. Sie ist ihr Teil. Er, Siaosi selber, bleibt stets nur der willige Gast. Ist ihr Dasein nicht ein Vorzug, ja eine höhere Vollkommenheit? Meer, Himmel, Erde und der

Mensch. Dieser nicht abgesondert, sondern in Einheit mit allem. Siaosi erkennt den Reiz und die Berechtigung solcher Auffassung. Er erkennt an diesen Gedanken aber auch mit Bestürzung, daß sich in ihm selbst im Miteinander ihrer Tage ein Wandel vollzogen hat, der nun Aoleles Bild in seinem Geiste ändert.

Dieses Erkennen vertieft seine Wirrnis. Er sieht sich als den Narren, der sich gegen die Vollkommenheit der Natur auflehnt. Aolele bessern, heraufziehen, bewußt machen — war es nicht ein Hinab, ein Zerstören? Er will nicht die Rolle eines närrischen Weltverbesserers spielen.

Doch allem Sinnen und aller Wirrnis gegenüber steht, daß er sich mit ihr für dieses Leben verbunden hat. Also muß er sein Geschick meistern und eine tragende Lösung finden. Sich von Aolele zu trennen liegt ihm fern.

Er erfährt jetzt oft, daß seine Wirrnisse auf sie abfärben und ihr das kindhafte Zutrauen der ersten Zeit nehmen. Einmal findet er sie in Tränen. Sie weiß nicht den Grund ihrer Trauer. Ihn verzweifelnd ansehend, klagt sie: „Eine große Unruhe ist in meinem Herzen und ich fürchte Tag und Nacht um meine Liebe zu dir". Sie gesteht, daß jedesmal, wenn Siaosi sie lange alleine lasse, die Angst sie peinige, er könne einmal nicht wiederkommen. Und oftmals zur Nacht bemerkt Siaosi, wie ihre Hand nach der seinen tastet, wie um sich zu vergewissern, daß er noch da sei.

Zuzeiten singt sie ein müdes Abschiedslied:

„'O pea e alu,	Du gehst nun,
'A e le galo, i lo' u nei manatu,	Aber vergiß nicht, an mich zu denken;
Tofa la'u pele, 'o le a 'oe alu.	Lebe wohl, mein Lieber, da du nun gehst.
Tagi lo 'u loto e momomo lo' u fatu."	Mein Sinn ist betrübt, mein Herz bricht in Stücke.

Einmal fragt sie schluchzend, als sei dies eine beschlossene Sache: „Wann wird Siaosi die Inseln verlassen?"

Er hat Mühe sie zu beruhigen. Aus ihrer schmerzhaften Frage spricht das Wissen um ihre gemeinsame Not. Und so erfährt er zu allem, daß, wo er gedanklich gräbt und schürft, sie unbemüht aus unbeirrten Trieben doch zu einem gleichen Erkennen gelangt.

Neue Zuversicht

Das Schicksal spielt. Es stellt Siaosi und Aolele unerwartet vor neues Erleben und vor neue Aufgaben.

Ein Samoaner tritt aus dem Grün des Bananenstandes und überreicht einen „tussi“. Siaosi betrachtet die Aufschrift. Eine fremde Hand. Pale schreibt ungelenker. Er öffnet den Brief und liest zuerst die Unterschrift.

„Heinz Hinrichs.“ Er muß sich einen Augenblick besinnen. Richtig. Heinz Hinrichs war ein Kabinengenosse von der „Tofua“. Sie waren gemeinsam in Apia gelandet, hatten sich ein wenig angefreundet, anfangs sogar eine Zeit lang zusammen gehaust. Als Heinz Hinrichs dann eine Stellung auf einer Pflanzung annahm, war er Siaosi aus den Augen entschwunden.

Nun hat sich Heinz Hinrichs soviel erspart, daß er heiraten kann. Er will nach Deutschland und sich eine Frau holen. Der Urlaub ist ihm bewilligt, wenn er Ersatz schafft. Er besinnt sich auf Georg Schwabe. Ob der nicht Lust habe. Er nennt den Pflanzer und seine Frau „großartige Leute“ und schreibt worttönig von dem Leben auf der Pflanzung.

Siaosi liest den Brief wieder und nochmals. Der Ausdruck seines Gesichtes wird zunehmend nachdenklicher. Aolele kommt neugierig näher. Sie fingert an ihm herum. Er bemerkt es nicht. Er sieht sie an. Doch sein Blick ist leer. Seine Augen sehen über sie hinweg. Sie ist nicht da.

Aolele erschrickt. Sie rückt von Siaosi ab, aber den Kopf vorgeneigt, äugt sie voll Spannung zu ihm hinüber. Unbewegt. Sie erspürt deutlich, daß dieser „tussi“ große Bedeutung birgt. Zuweilen bebt sie vor Neugierde. Doch sie wagt nicht zu fragen, in Anbetracht der großen Wirkung.

Siaosi sinnt. Das Schicksal ruft ihn. Sollte er folgen? Er denkt an seine Begegnung mit den Pflanzerleuten in Savaii und an seine wilde Flucht. Er besinnt sich auf seinen Vorsatz, nie wieder in das Leben der Weißen zurückzukehren. Warum eigentlich? Nun schwankt er. Eine innere Stimme lockt. Lockt mächtig. Ein Leben in Pflichten ruft. Wie er sich danach sehnt. Zudem: hier tat sich vielleicht ein Ausweg auf aus allen Wir-

ren. Wenn Aolele einmal seine Welt erlebte! — Vielleicht fand sich auf diese Weise ein Schlüssel zu ihrem Wesen.

Siaosis Augen erwachen und suchen Aolele. Sie schnellt hoch. Ihre Blicke treffen sich. Und nun berichtet er. Ausführlich. Er sagt ihr sein Denken. Ja — er gibt ihr die Entscheidung.

Aolele lacht. Lacht wie ein Kind, dem eine Freude verheißen wird. Ohne Arg und ohne Bedenken stimmt sie lustvoll zu. Wo gäbe es ein Abenteuer, zu dem sie nicht bereit wäre!

So eilt Siaosi noch am gleichen Abend ins Dorf, sich ein Pferd zu leihen. Schon in frühester Morgenstunde des folgenden Tages reitet er davon, sich auf der Pflanzung vorzustellen und seinem Schicksal zu begegnen.

Nach achtstündigem Ritt erreicht er die Besitzung des Pflanzers. Sie liegt hoch vom Urwalde umschlossen, am Kamme eines Bergrückens.

Der Pflanzer sitzt lesend auf seiner Hausveranda. Er begrüßt den Ankommenden mit schlichter Wärme. Er muß neben ihm Platz nehmen. Wache Augen sehen ihn prüfend an. Es sind klare deutsche Augen. Sie sprechen von starkem Willen und von reinlicher Gesinnung.

Siaosi erklärt seine Bereitschaft, Heinz Hinrichs während seiner Abwesenheit zu vertreten.

Der Pflanzer nickt: „Was hier von Ihnen verlangt wird, sind keine Kunststücke. Herr Hinrichs mag Ihnen nachher die Pflanzung zeigen und Sie in Ihre Pflichten einweihen. Danach mögen Sie sich entscheiden“.

Ein Chinese sattelt das Pferd ab. Er bringt Kaffee, Gebäck und Früchte auf die Veranda.

„Es ist eine Seltenheit, daß ich hier um diese Stunde schon der Rast pflege,“ sagt der Pflanzer, „eigentlich sollte heute Nachmittag ein Stück Buschland niedergelegt werden; doch meine lieben Kinder haben mich einmal wieder im Stiche gelassen“. Er klopft seine Pfeife aus und fragt: „Sie wissen doch, wen ich meine?“

Georg errät sogleich. „Ihre Samoaner.“

Der Pflanzer lacht. „Ich nehme es ihnen nicht übel. Als Samoaner würde ich vermutlich genau so handeln.“

Georg horcht auf.

„Wundern Sie sich über meinen Standpunkt?"

„Ich freue mich."

„Na ja. Er ist unwirtschaftlich. — Doch zu jeder Arbeit gehört ein Anreiz, eine zwingende Notwendigkeit. Die fehlt dem Samoaner. Und daraus verstehe ich seine Unlust."

„Dann glauben Sie nicht, daß er sich zur Arbeit erziehen läßt?"

„Das hängt von den Lehrmeistern ab. Drängt man ihm Bedürfnisse auf, so braucht er Geld. Um Geld zu haben, muß er arbeiten. Das ist der radikale Weg des Engländers. Der liegt uns Deutschen nicht; weil der Eingeborene dabei geopfert wird."

Georg vergißt zuzugreifen. Die Äußerungen des Pflanzers treffen in Gedanken, die ihn selber oft bewegt haben. Er fragt hastig: „Dann sind Sie für eine Erhaltung der Eingeborenen?"

„Unbedingt! — Wir haben kein Recht, dieses einzigartige Volk mit seiner wundersamen Kulturwelt aus Nützlichkeitgründen zu vernichten, sie aus ihrem Erbgut herauszureißen, sie farblos und artlos zu machen." Die Stimme des Pflanzers erhebt sich: „Im Gegenteil, es ist unsere Pflicht, diese wundersamen Menschen vor jeder Entwurzelung möglichst zu schützen und sie vor dem Untergange zu bewahren. Nicht aus schwacher Michelei, sondern aus der bewußten und stolzen Erkenntnis unserer Pflicht als Kulturvolk".

Bei diesen Worten betritt eine schlichtgekleidete Frau die Veranda. „Wieder bei deinem Lieblingsthema?"

„Bei dem Thema ohne Ende."

Georg erhebt sich. Der Pflanzer stellt vor. Seine Frau. Sie nimmt am Tische Platz. Sie hat Aoleles Größe, auch deren Figur. Sie ist etwas feingliedriger. Ein dicker, goldglänzender Haarschopf liegt in ihrem Nacken. Ihre Augen sind groß, ungewöhnlich groß, mehr blau als grau. Ihr Lächeln ist nicht nur Form, sondern Widerspiel eines Herzens.

Georg ist zumute wie bei den Pflanzern von Savaii. Auch diese zwei Menschen rufen in ihm die Heimat wach. Er fühlt sich ihnen bluthaft zugehörig. Und wieder verspürt er jenen zwingenden Zauber, jenes seltsame Wohlgefühl, als ob etwas

Erstarrtes in ihm aufbreche und ihm eine längst verlorene Freiheit wiederschenke.

Ob er die Einsamkeit auf der Pflanzung nicht fürchte, fragt die blonde Frau.

Er liebe die Einsamkeit, versichert Georg.

„Sie erhält uns treu zu uns selbst!" sagt der Pflanzer.

Dann kommt eine Frage, welche Georg verwirrt. — Ob er sich nie nach der Heimat sehne? Die Pflanzerfrau stellt sie. Er bleibt ihr die Antwort schuldig.

„Wir alle versäumen und opfern, die wir hier in der großen Ferne leben," sagt die Frau.

In diesem Augenblick quert ein Mann den Hof. Heinz Hinrichs. Der Pflanzer ruft ihn herbei. Die Bekannten begrüßen sich herzlich. Auch er muß erst eine Tasse Kaffee trinken. Man tauscht Erinnerungen. Dann folgt Georg Heinz Hinrichs in die Pflanzung.

Der führt ihn gesäuberte Wege entlang, welche das Besitztum in geordnete, übersichtliche Blöcke teilen, von denen jeder mit reichtragenden, wohlgepflegten Kakaobäumen bepflanzt ist. Er zeigt ihm mit Stolz die prallen, karminroten Schoten an den Stämmen. Er führt ihn zur Darre, wo die Fruchtkerne getrocknet und versandbereit gemacht werden.

Georg ist interessiert. Er fragt und erhält Bescheid. Er bewundert die Leistung, und wie stets — wenn ihm ein zuchtvoller Wille sichtbar wird — denkt er an sich selbst. Während Heinz Hinrichs ihm seine Pflichten darlegt, sinnt er zwanghaft über sein eigenes Leben. Er hat geträumt, ist restlos untergegangen in dem Leben der Meermenschen. Sein Dasein ist ohne Zeugnis geblieben.

Er schämt sich, als Heinz Hinrichs die Rede und Frage auf ihn selber führt. — Was war da zu berichten? — Er erschrickt, wie wenig es ist für die Erwartung dieses Mannes. Er weicht aus.

Heinz Hinrichs ist schon in Vorfreude auf seine Heimfahrt. Er sehnt sich nach etwas Warmem, Nahen. Also will er heiraten. Eine Jugendfreundin. Aus Holstein. „Ein Mädel wie Gold." Friesenblut. — — Ob er nie ans Heiraten denke?

Diese Frage fällt wie ein Schlag auf Georg. — Er sei bereits verheiratet.

„Nanu?"

„Ja. Mit einer Eingeborenen."

Heinz Hinrichs lacht. Unschön. Verletzend. „So fa'a Samoa?" Er zwinkert mit den Augen.

„Nein, ganz ernsthaft."

Jetzt lacht Heinz Hinrichs nicht. Mit ehrlicher Deutlichkeit sagt er: „Da habt Ihr eine Dummheit gemacht."

Georg schweigt. Er hört nicht mehr, was Heinz Hinrichs sagt. Die Wucht seiner Worte hat ihn wie gelähmt. Er ist froh, als sie zum Nachtessen wieder zum Hause zurückkehren, in die wärmende Sphäre der Pflanzerleute.

Heinz Hinrichs kann es sich nicht verkneifen, bei Tisch Georgs Verheiratung zu erwähnen.

„Also eine Insulanerin?" sagt der Pflanzer. Weiter nichts.

„Die bringen Sie uns natürlich mit," bittet die blonde Frau. Beider Rede verrät keinerlei Überraschung. Sie fragen und dringen auch nicht weiter in ihn.

Heinz Hinrichs fühlt sich beschämt. Um seine Plumpheit auszugleichen, erzählt er jetzt breit von der Mischehe eines Bekannten in der Hafenstadt. Er preist die insulare Ehehälfte worttönig. „Wie die sich benehmen kann. Dame, ganz Dame. Und völlig eingedeutscht. Wenn die Hautfarbe nicht wäre — wirklich tadelloses Weib. Jetzt nimmt sie noch Mal- und Klavierstunden." Er verschluckt sich vor Redehast.

„Jeder muß sich sein Leben auf seine Weise gestalten," sagt der Pflanzer. „Man kann mit weißen und auch mit braunen Frauen spielen."

Der Ernst aus Georgs Gesicht weicht. Es ist kein Besinnen in ihm und keinerlei Schwanken: er wird die Vertretung von Heinz Hinrichs annehmen.

Auf der Pflanzung

Georg und Aolele sind seit Tagen auf der Pflanzung des jungen Ehepaares Falke. Beiden ist sie Erlebnis. Für jeden in seiner Weise. Während Georg in der neuen Umgebung sich selber wiederfindet und in ihr zu verstärktem Bewußtsein kommt, daß er unter den Meermenschen in einer Fremdwelt lebte, der er bluthaft nie zugehört, erlebt Aolele sie als Schauspiel, als Wunder und Märchen. Mit größter Aufgeschlossenheit und lebhaften Sinnen nimmt sie alles Neue in sich auf.

Anfängliche Widerstände und Hemmungen werden schnell überwunden. Was ihr die meiste Not macht, das ist das Sein in geschlossenen Räumen. Diese bedrücken und beengen sie physisch. Ihr an die Freiheit der Lüfte gewöhnter Körper erträgt keine Einschalung und Enge. Es hemmt ihren Atem und schafft ihr Beängstigung. So verläßt sie schon in der ersten Nacht fluchtartig das große, von einem Moskitonetzbaldachin geschützte gemeinsame Ehebett und legt sich unbedeckt unter das Kammerfenster auf den Boden der Veranda.

Eine weitere Not ist der Mangel an Raumgefühl, das Nichtabschätzenkönnen von Entfernung und Widerstand. Ungelenk, ja ängstlich durchschreitet sie die Räume, als gehe sie über gefahrvolle Klippen und Riffe. Sie begreift nicht, warum diese weißen Menschen sich Schränke, Sessel, Tischchen und Hocker geradeso hinstellen, wie um darüber zu fallen. Aolele ist das freie Schreiten gewöhnt, bei dem die Beine unbehemmt schwingen und ausgreifen können. Diese Räume aber nötigen zum Trippeln, zum steten Bereitsein des Fußwechsels. Dazu fehlt ihr jegliche Schulung, und so stürzen verschiedentlich Gegenstände oder sie selbst.

Auch das aufrechte Sitzen auf Stühlen mit eingeknickten Beinen wird unter Lachen versucht, aber es ursacht Schmerzen und Pein. Und so ist sie der Pflanzerfrau dankbar, daß diese sie nie zu solcher Folterung nötigt, sondern im Gegenteil sie stetig veranlaßt, in ihrer gewohnten Weise auf dem Bodenbelag zu hocken.

Aolele liebt Frau Falke vom ersten Augenblick des Begegnens. Sie wird von ihr mit fraulicher Güte und Wärme

umschlossen, die das Naturkind sofort erfühlt und die ihm Wohlgefühl bereitet. Sie bemüht sich um Aolele mit der Aufrichtigkeit einer Schwester. Sie führt sie liebevoll ein in diese sonderliche und vielgestaltige Umgebung der weißen Menschen. Sie läßt sie teilnehmen an allem häuslichen Tun, führt sie in Kammern und Räume und in die Küche. Nichts wird ihr vorenthalten und verborgen.

Diese Küche vor allem hat Aoleles höchstes Interesse. Die Feuerstelle mit den mannigfachen Geräten und Gefäßen zur Bereitung der Speisen, die Schränke voll einer Flut vielfarbiger Ipus in jeglicher Form und Färbung. Sie kommt nicht aus dem Staunen. In eine Schüssel ist sie verliebt, daß sie sie streichelt wie ein Kätzchen.

„Du mußt alles gleich wieder hinlegen, wo es lag," bittet die Hausfrau immer erneut. Aolele vergißt, wo ein Gegenstand seinen Platz hat, kaum daß sie ihn an sich nimmt. Sie staunt über solche Ordnung und über diese weiße Frau, die immer sofort weiß, wohin die Dinge gehören.

Aolele ist hingerissen von den vielen bunten Flaschen, Fläschchen und Büchsen auf Frau Falkes Waschtisch. Sie beriecht und betastet alle behutsam, und sie jauchzt, als die Frau sie besprengt mit einem Wasser, das noch viel schöner duftet als die Blüten des Suni-Baumes.

Immer folgen neue Überraschungen. Als sie sich zum ersten Male in dem großen Wandspiegel erblickt, schreit sie auf, und es braucht seine Zeit, bis sie es wagt nochmals hineinzusehen. Wohl sah sie oft ihr Bild im Stillwasser der Lagune; doch nie so scharf, nie so deutlich wie hier. Dann kann sie sich nicht trennen von dem eigenen Bild, und mit Eifer beginnt sie sogleich an Haar und Gewandung herumzunesteln. Sie reißt den Mund auf und besieht ihre blanken, tadelfreien Zahnreihen, sie streckt lachend ihre violette Zunge heraus und stößt ein um das andere Mal ihre weiche Nase gegen das Glas. Als Frau Falke sie fortlocken will, überhört sie deren Ruf und setzt mit starken Drehungen und Verrenkungen ihre Selbstschau fort. Sie vergißt sich völlig über diesem Wunder.

Erst als die Pflanzerfrau eine stehende Truhe, einen Schrank, öffnet, der bis zum Rande mit schönen Ofus gefüllt

ist, läßt sie sich ablenken und beginnt nun hier ihr kindliches Bestaunen. Frau Falke muß alle Kleider herausnehmen und nahe an sich halten. Aolele ist trunken im Staunen über solche Schätze, über solche Fülle und solchen Reichtum.

Als sie dann ein kleines umhäkeltes Taschentuch geschenkt bekommt, legt sie vertraulich ihre Goldarme um einen hellen Nacken und flötet Freudentöne. Sie darf auch einmal eine Fußhaut, einen Seidenstrumpf, über das eigene Bein ziehen und über das glatte Gewebe streichen. Doch sie verspürt keinerlei Lust, solche Behäutung an sich zu behalten. Es genügt ihr die einmalige Erfahrung, das Wissen, wie es wohl sein möge.

Überhaupt: so lebhaft Aolele alles Fremdartige dieser neuen Welt bestaunt und in sich aufnimmt, so verspürt sie doch keinerlei Neigung es zu besitzen. Ja, die Fülle der Dinge beängstigt sie eher, weil sie triebhaft erspürt, daß ein jedes Ding Beachtung erfordert und die gewohnte Freiheit beschneidet. Sie hat ganz ähnliche Empfindungen wie beim Besuch des Ladens Ah Chongs, der auch große Wunder birgt, doch nie eine würdige Stätte für das Tagesleben eines Meermenschen sein kann.

Viel wesentlicher und tiefer berührt sie das Verhältnis zu der weißen Frau. Es ist ihr ein so starkes Erlebnis, weil es neue und seltsame Gefühle in ihr weckt und ihr Einschau gibt in das Sein und Leben einer weißen Schwester. Ohne Bedenken macht sie sich ihr hörig. Frühmorgens, kaum erwacht, hockt sie vor ihrer Kammertüre, voll Ungeduld auf ihr Erscheinen harrend.

Sie preist Frau Falke vor Georg mit großer Lebhaftigkeit und nennt sie eine gute „tina“ [1]).

Georg sieht ihre Zuneigung gerne; denn auch er steht in Verehrung vor dieser Pflanzerfrau. Er achtet ihre natürliche Herzensbildung, ihre frauliche Güte.

Georg muß den beiden Frauen oft nachblicken, wenn sie Seite an Seite dahinschreiten, beide gleich groß und verwandter Erscheinung und doch jede eine Welt in sich bergend aus zweien Sphären. Er weiß nicht, welche er höher werten soll,

---

[1]) Mutter.

ob sie sich überhaupt gegeneinander abwerten lassen. Diese einfache Frau mit ihrem Goldschopf im Nacken, mit ihren deutschen Augen und der fraulichen Anmut ist ihm wie das verkörperte Sinnbild seiner Heimat. Aolele gleicht dem geschmeidigen Tier der Wildnis, das die Gaben und Kräfte der Erde als natürlichen Besitz in sich trägt. Sie kommt unmittelbarer aus Gottes Hand. Trotzdem — —

Als Frau Falke ihren Mann einmal anschaut, erschrickt Georg, und zwar deshalb, weil er in dieses Weibes Blick eine Beseelung entdeckt, die Aoleles Augen fremd ist, die aus Tiefen kommt, wo nicht der Trieb, sondern das Selbst eines Menschen entscheidet.

Nicht minder nachdenklich macht es ihn, daß dieser Frau gegenüber jegliche Bemühung einer Verständigung fortfällt, daß jede Äußerung sogleich ihren rechten Widerhall findet, ja, daß in Rede und Gegenrede sich ein Wechsel des Denkens vollzieht und nicht nur er die Linie zu ziehen braucht, welche das Denken gehen soll, sondern daß sie auch ihm gezogen wird.

So erfährt er an dieser Deutschen Frau, daß seine Wunschgedanken in bezug auf Aolele Berechtigung haben, daß sein Verlangen nach Verinnerlichung kein närrisches ist. Er redet es sich gerne ein, daß das weibliche Vorbild auf die abfärben und vollendend wirken könne, welche noch nichts von Selbstgestaltung weiß und nur blumenhaft lebt.

Eines Abends äußert Frau Falke: „Diese Samoaner sind doch glückliche Menschen“.

„Warum meinen Sie das?“ fragt Georg.

Die Pflanzerin sinnt eine Weile, ehe sie antwortet: „Sie leben wie die Kinder. Ihr Dasein gleicht einem schönen Spiel“.

„Möchtest du auch so leben?“ fragt nicht ohne Schalk der Pflanzer.

Frau Falke lacht: „Das geht doch nicht“.

„Warum nicht?“ entfährt es Georg. Er denkt jetzt an Aolele. Er sieht im Geiste seine kleine Hütte auf der vorgelagerten Anhöhe. Er denkt an ihr gemeinsames Leben.

In dieses Sinnen fällt die Antwort: „Nun, weil wir eben keine Kinder sind“.

„Gerade darum könnten wir es vielleicht bewußter genießen," denkt und sagt Georg.

Der Pflanzer lächelt ihn an: „Mir scheint, Sie sind ein Träumer".

Seine Worte klingen wie ein Urteil. Georg sehnt sich nach Wachheit, und er wünscht und hofft, daß diese Pflanzerleute, deren Sein nur in der Wirklichkeit steht, ihm zu diesem Wachwerden helfen möchten. Und so läßt er sich einführen in die Welt nützlicher Zwecke. Er arbeitet mit Leidenschaft. Oft muß ihn der Pflanzer zur Mäßigung ermahnen.

Seine Arbeit ist ihm nicht nur Flucht vor sich selbst, sondern auch wirklich empfundene Lust. Er erlebt in ihr die köstliche Belebung, welche sie Körper und Geist zu geben vermag, wie sie durch Beherrschung und Überwindung von Widerständen den ganzen Menschen in schwingendes Gleichgewicht bringt. Er steht plötzlich vor einem Rätsel, wie er Trägheit und vegetative Hingabe hatte ertragen können. Und er erkennt nicht ohne Bedenken, daß ein widerstandsarmes Leben, ein Dasein ohne Kampf und Pflicht, ein Nurverharren in paradiesischer Traumseligkeit dem weißen Blute und also auch ihm selbst nie gemäß ist. Er ist gequält bei dem Gedanken an sein unwürdiges Verliegen und Verträumen von Tagen und Wochen, ja Monaten und Jahren auf der Matte. Aber er sieht zugleich auch keine Möglichkeit, solches Leben der Arbeit in Beziehung zu setzen zu dem Aoleles. Er weiß es, und es ist erlebt: sie würde es nie dulden und ertragen können, eingezwungen zu werden in Pflichten, wie sie das Leben einer weißen Frau füllen und bereichern.

— — Neue Fragen bestürmen den Entwurzelten, und seine Wirrnis findet nur erst scheinbaren Trost, keine endgültige Lösung.

Vertiefte Not

Aoleles Neugierde und Wissensdurst ist bald befriedigt. Sie hat schnell alle Zusammenhänge begriffen, und das Wunder ist entblättert. Sie weiß die Bestimmung eines jeden Dinges, und mit diesem Wissen ist aller Erfahrungtrieb erloschen. Was ihr anfangs Bewunderung einflößte, verliert in der Gewohnheit seine Weihe. Und so tritt ihr Eigenstes, ihr triebhaftes Ich, wieder in Erscheinung.

Auch die mannigfachen Betätigungen in Küche und Haus in Gemeinsamkeit mit der weißen Frau, sei es Bügeln oder Waschen, Nähen oder Flicken, haben ihren Anreiz bald verloren. Die Einförmigkeit und Gleichartigkeit der Handgriffe, die stete Wiederholung ermüden, dünken ihrer Einfalt sinnlos.

So beschränkt sich Aoleles tätige Mithilfe immer mehr. Wohl ist sie noch gerne Zuschauer beim Werk, doch ihre Hände heben sich nicht mehr zum Mittun. Es ist wie ein Zurücksinken in sich selbst. Sie folgt noch jedem Anruf der Pflanzerfrau, doch nur in Liebe zu ihr, nicht aus eigenem Verlangen. Einen eigenen Entschluß faßt sie nie.

Nur in einem bewahrt sich ihr Eifer und ihre Freude: im Herbeiholen von Blumen aus dem Urwalde.

„Die Blumen sind ihre Schwestern," sagt einmal Frau Falke zu Georg. Er nimmt diese Äußerung gerne in sich auf, wie jeden Gedanken, wie jede Äußerung, die sein Weib ins Licht stellt.

Er bemerkt es nicht, wie er selber für Aolele mit jedem Tage mehr in den Schatten rückt, daß und wie er ohne Absicht und Wollen in ihren Augen verliert. Sie erfährt ihn von einer neuen Seite, die ihr an ihm fremd ist und die sie verwirrt.

Immer wieder geschieht es — sobald sie ihm in die Pflanzung oder auf die Darre folgt und ihn für sich beanspruchen möchte — daß er sie zurückweist mit den törichten Worten: „Kind, ich habe keine Zeit". Wo doch Zeit genug vorhanden ist, soviele, daß man oft nicht weiß, was damit beginnen. Ob ihr Siaosi krank ist? Ihr will es gerne so scheinen.

Auch seine plötzliche Hast, seine Ruhelosigkeit, macht ihr Schrecken. Sie, welche die Ruhe und Besinnlichkeit im Blute

trägt, ist abgestoßen von aller Heftigkeit und Regsamkeit in Übertreibung. Sie vermag ihm ihr Mißfühlen nicht verständlich zu machen. Was ihre bittenden Blicke sagen, versteht Georg nicht.

Auch die gemeinsamen Raststunden am Mittag und am Abend dünken ihr weihelos. Sie vermißt darinnen die Stille, das Entspannen aller Sinne. Immer reden die beiden Männer, oft auch die weiße Frau. Ihre Rede ist wie ein dauernder Strom. Sie staunt über die Lebhaftigkeit ihres sonst so schweigsamen Siaosi. Er ist wie in einem Rausch. Dinge werden gesagt, die gar nicht gesagt sein müssen. Wenn die Sonne scheint, sagen alle drei Weißen: „Wie schön ist es heute". Auch Aolele erspürt das warme Licht, doch sie schweigt darüber und läßt ihre Haut und Glieder für sich denken.

Sodann: Siaosi vergißt auch sie über seinem Reden und Denken. Dies macht sie traurig. Sie fühlt sich zur Seite gestellt, und mehr als ein Mal schläft sie über dem Reden der drei Menschen ein oder ihr Geist flieht weit fort nach Savaii zu ihrer Sippe, zu den Gespielinnen ihrer Jugend, zuweilen auch in Sehnsucht nach dem kleinen Hüttchen auf dem vorgelagerten Hügel am Meere.

Ob der fremde weiße Mann diese schlechten und häßlichen Triebe in Siaosi weckt? Sie sehnt sich zurück nach Palauli. Sie sagt es einmal laut, doch ihr Mund wird allsogleich geschlossen mit einem gebieterischen: „Ach, Unsinn!"

Ihr ist zuweilen, als ob ihr Wesentlichstes entweiche und sie nur noch wie traumhaft gegenwärtig sei. Doch jedes liebe Wort der Pflanzerfrau oder Georgs reißt sie sofort wieder zurück in die Wirklichkeit und stellt ihre Harmonie wieder her. Zugleich aber wächst ein Heimverlangen in ihr nach dem Meere, nach dem Bad in der Lagune, nach dem Lagern auf der Matte an Seite Siaosis, nach allem Gewohnten, Geliebten und Ihr-Gemäßen. Doch sie verbirgt diese Sehnsucht in sich, wie fast alle ihre Gefühle. Und so nimmt keiner, selbst Georg nicht, wahr, daß auch ihre Seele sich umgestaltet in Verborgenheit.

Nur selten noch tritt ihr Wesen voll und ungehemmt in Erscheinung.

Eines Abends bittet Georg sie um sein Lieblingslied „le pese vii o le moana", das Lied vom Meere. Sie weigert sich, macht Schmollippen und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Warum willst du nicht?"

„Es geht nicht, geht ganz gewiß nicht," klagt sie.

Erst dann fällt es Georg ein, daß Aolele nie ein Lied am falschen Orte singt, daß sie auch dieses Lied nur und alleine in Hörweite der Brandung und mit Sicht auf die Unendlichkeit des Meeres singen kann, nicht aber auf einer Holzveranda im Urwalde.

Er bittet sie um Verzeihung für sein Vergessen. Sogleich verklärt sich ihr Antlitz wieder in Lächeln. Und als Georg bald danach eine samoanische Tanzweise anstimmt, fällt sie sogleich mit ein. Ein feines Zucken durchläuft ihre Glieder. Und wie stets Ton und Klang sie aufruft, beginnt sie sich im Rhythmus des Liedes zu wiegen. Immer mehr gerät sie dabei in Selbstvergessen, und plötzlich wogt sie im Tanze vor und zurück, Georg umgleitend. Sie geht mit sehnsüchtig gestreckten Armen auf ihn zu und weicht in matten Bewegungen wieder von ihm ab. Sie sinkt wie in Demut zusammen und steigt wieder in stolzer Abwehr vor ihm auf. Zuweilen schreit sie wie in Qual. Unter und mit ihr tanzt auf der hellen Diele ihr Schattenbild, vom Mond in Schärfe gezeichnet. Immer gelöster wird ihr Leib, immer ungehemmter wächst der Rhythmus ihrer Bewegungen und endet schließlich in einem bachantischen Taumel. Dann sinkt sie wie eine Last zu Boden, mit weitgelösten Haaren und halbbedecktem Leibe.

Georg hat ihr mit starren Blicken zugesehen. Er ist tief aufgewühlt, ja erschüttert. Als habe Aolele ihn noch einmal angerufen, als sei dieser Tanz ein letztes inbrünstiges Werben um seine Liebe gewesen.

Die drei Menschen schweigen. Sie blicken auf die, welche am Boden liegt, welche ihnen in der plastischen Ursprache einer anderen Seelenwelt menschliches Fühlen auf ihre eigenste Weise sichtbar machte.

Erst als zu ihnen das tiefe Atmen des Schlafes hochtönt, durchbricht der Pflanzer die redende Stille: „Dieses Geschöpf ist die Natur selber".

„Und wie liebenswert ist sie in dieser Natürlichkeit," fügt eine Frauenstimme hinzu.

Georg atmet schwer. Er nimmt diese Worte tief in sich auf. Er bedankt sich in unbeholfenen Worten, dankt für das Verstehen.

Und wieder folgt Stille, und jeder ist eingebunden in sein eigenes Denken. Man hört nur das Klatschen der Flügel eines fliegenden Hundes und ganz aus der Tiefe und Ferne dumpf herauftönend das Tosen der Brandung. Diese Größe der Nacht und Stille und das verstehende Mitschwingen dieser zwei ihm werten und blutnahen Menschen, öffnet Georg plötzlich den Mund, und von der Qual seiner inneren Nöte getrieben, sagt und klagt er sich aus, ohne Scheu, ohne Zurückhalten, nichts verschleiernd, bis an die letzte Neige seines Schmerzes. Sein Sprechen und Klagen in der Nacht ist wie ein Hilferuf. Und als er schweigt, da bebt sein Leib vor innerster Erregung.

Und wieder folgt Schweigen. Eine Frauenhand faßt die ihres Mannes, und eine gütige Stimme sagt: „Man muß Ihnen helfen, Ihnen beiden!"

„Kannst du es?" fragt der Pflanzer.

„Ich möchte es versuchen."

Jetzt wendet sich Falke an Georg. Seine Stimme ist voll Güte. „Sie haben schwere Kämpfe, junger Freund. Und es wird mir nicht leicht, zu ihrem Schicksal etwas zu sagen. Ich verstehe ihre Zuneigung zu diesem Naturkinde. Etwas ganz anderes ist es, mit solchem Wesen zu leben. Ihr Aufschrei sagt, wie schwer es ist."

Es ist gut, daß die beiden Menschen nicht sehen können, wie Georgs Augen naß werden und wie er Anstrengungen macht, um die zuckenden Lippen in Ruhe zu halten. Es liegt kein Trost für ihn in den Worten des Pflanzers.

Frau Falke mochte wohl ein unterdrücktes Schluchzen gehört haben, denn mit mütterlicher Wärme gleitet es über ihre Lippen: „Und doch muß es gehen. Es geht sicher. Wenn nur die Liebe stark genug ist".

Und nun erinnert sie an alle jene Insulanerinnen, die es bewiesen haben, daß sie Weib und Mutter sein können im Sinne

Europas, die selbst von hochstehenden Männern, von Ärzten, Beamten und Pflanzern würdig befunden wurden. Sie nennt Namen von Frauen, die drunten in der Hafenstadt leben und hohes Ansehen genießen, obschon sie fremden Blutes sind.

„Wir dürfen unseren Freund nicht täuschen," sagt der Pflanzer ernst. „Alle diese Frauen, die du nennst, soweit ich sie kenne, und ich kenne viele, haben etwas Gespaltenes, etwas von Blut und Art Entferntes. Das hat Aolele nicht. Sie ist rassegebunden und wird es bleiben. Und vielleicht ist dieses ihr höchster Wert und ihre größte Schönheit."

Georg sinkt in sich zusammen. Was sein Ohr hört, ist sein eigenes Sorgen und Denken.

Wieder erhebt sich in Abwehr die mütterliche Stimme der Pflanzerin: „O Mann, du vergißt, wessen Wandel ein Weib fähig ist, wenn es liebt".

„Trotzdem: Blut ist stärker als Liebe!"

„Liebe bringt alles fertig."

„Ich möchte mich für unseren Freund freuen, wenn du recht hättest. — Was ich sage, ist auch für niemanden Gesetz. Es ist nichts als meine persönliche Meinung," sagt der Pflanzer und fügt hinzu: „Glaubst du Schicksal spielen zu können, so tue es".

„Ich glaube, daß Aolele zu führen ist. Sie ist voll Wärme, voll Weiblichkeit. Ihre Hände sind geschickt. Ihr Verstand ist wach und schnell erfassend. Was ihr fehlt ist nichts als das Erkennen unserer Lebensform."

Und nun entwirft die weiße Frau einen Plan, wie sie ihrer braunen Schwester zu helfen und ihr das Mangelnde zu vermitteln gedenkt.

Der Pflanzer schweigt zu ihren Worten.

Georg läßt sich gerne noch einmal hineinlocken in Vertrauen und Hoffnung. Mochte ihm die schlichte Pflanzersfrau beistehen in seiner ehelichen Not. Vielleicht würde ihre milde und weibliche Führung doch noch vollbringen, was seiner männlichen Rauheit und Unduldsamkeit nicht gelang.

Er wird sich bei diesem Hoffen nicht bewußt, wie sehr seine Ehe schon zerbrochen ist, da er sie in die Fürsorge eines Dritten stellt.

Georg arbeitet, als sei nur die Arbeit Sinn alles Lebens. Es vollzieht sich der ausgleichende Rückschlag seines langen Untätigseins. Seine Muskeln straffen sich im Werk und sein Wille bekommt wieder Ziel und Richtung. In fünf Tagen hat er mit den Chinesen die Kakaoernte eingebracht. Schon stehen hundert pralle Säcke zum Versand bereit.

Falke muß immer wieder wehren: „Mann, derart in seine Gesundheit zu wüten! Vorsicht! Vorsicht! Wir sind hier in den Tropen!"

Georg wischt sich den Schweiß von der Stirne und lacht. Die Arbeit ist ihm Heilung und Flucht zugleich. Sie überdeckt seine Furcht vor einer Entscheidung, die eines Tages kommen muß. Sie schafft ihm zugleich die Kraft und Bereitschaft, sein Schicksal zu tragen.

Er ist gefaßter als Aolele. Deren Wirrnis hat sich vertieft, seit die Pflanzerfrau sich gesteigert um sie bemüht. Dieses betonte Bemühen schreckt sie ab, und sie weicht um jeden Schritt zurück, mit dem man ihr entgegendrängt. Was mochte plötzlich in dieser weißen Frau vor sich gehen? Nie sagte sie vordem ein „Du mußt" oder ein „Du sollst". Solche Worte peinigen Aoleles Ohr. Was bezweckt sie mit ihren dauernden Ermahnungen, mit ihren langen Reden von dem, was ein Weib einem Manne schuldig sei? Das Wort „Liebe" kommt nie über Aoleles Lippen, diese Frau spricht davon, als könne man sie greifen wie eine Frucht. Warum auch preist sie Georg und tatauiert ihn mit bunten Reden? Es dünkt Aoleles Fühlen schamlos. Sie mag nichts aus fremdem Munde von ihm hören, sie selbst will und kann ihn nur erleben.

Trotzdem: Aolele bleibt willig und fügsam wie ein Kind. So läßt sie über sich befehlen und läßt sich aufzwingen, wozu ihr jede Lust und jeglicher Antrieb fehlt. Sie lächelt, wenn sie gelobt wird, sie lächelt, wenn man sie tadelt. Es ist ihr unwesentlich, in dem Wissen, daß sie stetig das tut, was sie tun muß.

Ein Wort, das sie immer wieder zu hören bekommt und das sie trifft wie der Schlag einer Keule, ist das Wort „Selbständigkeit". Sie weiß es nicht zu fassen, es ist für sie ein wirrer

Begriff. Sie fühlt sich stehend auf ihrem Selbst. Was will man ihr nur damit sagen?

Sie macht Mißgriffe und begeht Irrungen, doch sie versteht es nicht, daß die weiße Frau darob zürnt, als bisse sie ein Skolopender. Woher soll sie wissen, daß Rosinen nicht in Fleischbrühe passen, wo diese doch so süß und wohlschmeckend sind? Daß man nur eine Brotseite bestreichen darf, wenn zweie bestrichen besser munden? Warum eine mattierte Kupferlampe schöner ist als eine glänzende? Sie hat sie hell geputzt, mit der ganzen Kraft ihrer Hände, daß sie die Sonne fangen kann; und doch bekommt sie als Lohn die harten Worte: „Du hast die schöne Lampe verdorben". Woher auch soll sie die geheimen Gesetze kennen, nach denen ein Stuhl oder Hocker nur so und nicht anders stehen, daß ein Löffel nie neben einem Teller, ein Messer rechts und eine Gabel nur links liegen darf? Rätsel über Rätsel, die ihre Einfalt bedrängen.

Aolelės Glauben an die weiße Frau schwindet. Je mehr diese sie zu fördern und zu belehren versucht im Sinne europäischer Gesittung. Wohl bleibt sie zu ihr immer noch die artig Untergebene, der die eifrige Lehrmeisterin es nicht abspürt, welche Wolken hinter einem stetig dargebotenen Insellächeln ziehen und sich ballen. Sie ist viel zu wohlerzogen nach den Sittengeboten der Meermenschen, als daß sie sich allsogleich auflehnte oder durch Laune und Poltern Unlust und inneren Zwiespalt offenbarte.

Ja, sie läßt sich eines Abends — freilich nicht ohne Widerstand und Gelächter — in ein modisches Gewand der Pflanzerin stecken, läßt ihre schwarze, freiwallende Haarflut einzwängen in Scheitel und Nackenknoten. Auch Schuhe werden ihr angepaßt, doch keine passen, selbst die des Pflanzers nicht. Dies wird lebhaft bedauert, doch nicht von Aolele. Sie zwängt so schon die Enge der ungewohnten Umhüllung, von der sie sich deshalb nur nicht befreit, weil die weiße Frau worttönig versichert: Sie stände ihr großartig. So müsse Georg sie sehen.

Sie läßt sich auch zögernd zu ihm führen. Verschämt betritt sie die Veranda, mit ungelenk hangenden Armen und gezwungenen Bewegungen. Die Enge des Rockes läßt kein Schreiten zu. Beide Männer recken sich auf in Überraschung

ihres Anblicks. Und beide lachen, lachen hell auf. Doch es ist nicht das schöne Lachen der Freude, sondern Hohn klingt hindurch. Ein gräßlicher Spott. Aoleles feinspüriges Ohr erhorcht ihn sofort.

Sie wendet sich sofort und jagt wild davon. Georg eilt ihr nach, hält sie zurück, bittet, es sei nicht so gemeint. — Sie faucht ihn an: „'aua le tantala so'o! — Leaga oe! — Ou a ma!" [1]). — — Sie spricht jetzt nur in ihrer Sprache.

Sie reckt sich hoch und sieht ihn an mit Augen voll Schmerz und Verachtung. Dann wendet sie ihm den Rücken.

Sie reißt sich los, als Georg sie halten will und läuft ihm davon, jagend. Er sieht noch, wie sie im Gelaub des Busches verschwindet.

Hier wirft sie sich nieder, rollt sich auf und weint herzzerbrechend. Um sie lärmen die Zykaden, die Nässe des Abends rinnt auf sie nieder und macht sie frieren, daß ihr Leib bebt in Schauern. Sie spürt es nicht. Sie klagt und wimmert genau wie damals, als der kleine Malietoa starb. Doch heute ist ihr Schmerz noch viel, viel größer; denn ihre Fremdheit zu Siaosi ist gewachsen wie ein Meer und sie sieht kaum mehr zu ihm hinüber am fernen Ufer. Sie weiß es, sie fühlt es: seine Welt ist nicht die ihre. Sie wird nie in ihr glücklich sein, wie Siaosi nie in der ihren. Er gehört zu diesen weißen Menschen mit ihren sonderlichen Sitten, die ihn frisch machen und fröhlich und die sie selber so maßlos peinigen. Ihre große Liebe zu Siaosi ist krank und wird nun sterben für immer.

Einen Augenblick packt sie die Lust davonzulaufen und nie, nie wiederzukehren. Schon hat sie sich erhoben und eilt durch die Dichte des Laubes. Dann aber besinnt sie sich, daß dies wohl feige sein möchte in den Augen Siaosis. Nein — sie will nicht feige sein. Er soll es aus ihrem Munde hören, daß sie geht und nicht wiederkehrt.

Dieser Vorsatz beruhigt sie. Noch ist sie der Trennung von Siaosi nicht völlig gewachsen, noch bebt sie vor Schrecken in dem Denken, daß sie ihn nie mehr sehen solle. Noch ist das „papala" [2]) nicht reif zum Aufbruch. So klingt langsam ihr

---

[1]) Laß dein vieles Reden! Du bist schlecht! Schäme dich!
[2]) Gewächs.

Weinen und Jammern ab, und im Laufschritt kehrt sie zur Pflanzung zurück, schleicht sich ins Haus, ordnet ihre Haare, wechselt ihren Hänger und erscheint, als sei nichts geschehen, gefaßt und still zum Nachtmahl.

Die Festigkeit ihres Gebahrens ist so ungewöhnlich, daß niemand das Geschehene zu berühren wagt. Selbst Georg nicht. Ihr Auge erschreckt ihn. Es hat nicht das weiche, heitere Schwarzbraun, wie er es gewohnt ist, sondern eine brennende stechende Schwärze. Auch ihr Lächeln beirrt ihn. Es ist erzwungen und ungelöst.

In bedrückter Stimmung sitzt man beim Essen. Nur gleichgültige Fragen werden getauscht. Als Aolele sich zur Nacht verabschiedet, atmen die drei Weißen befreit auf und sehen sich fragend an.

„Es geht etwas in ihr vor," sagt Georg.

„Ich fürchte — nichts Gutes," ergänzt der Pflanzer.

„Diese Maskerade war dumm von mir," entschuldigt sich Frau Falke.

„Stand ihr übrigens prächtig," schaltet der Pflanzer ein.

„Gewiß. Aber es war doch ein Mißgriff." Die Redende wendet sich zu Georg: „Ich glaube, mein Mann hat damals doch recht gehabt, als er sagte: Aolele ist rassegebunden und wird es bleiben. Ich habe mich einer schlimmen Täuschung hingegeben. Wie habe ich mich in den letzten Wochen um sie bemüht! — Vergeblich! Sie bleibt, die sie ist. — Das soll kein Tadel sein. Aber es ist so. — Ja, ich fühle mich im Unrecht in allem, was ich an ihr tue. Ich merke, wie ich ihr raube, indem ich ihr schenke, wie sich jede Bemühung in ihr Gegenteil verkehrt. — Wenn Aolele mir einen Gedanken nachdenkt, fühle ich mich schon in ihrer Schuld. — Ich liebe sie so, wie sie ist. — Ich liebe nichts an ihr, was sie von mir annimmt. Ich weiß nicht, woran es liegt, alles was uns gemäß ist, wirkt bei ihr als Unnatur. Es peinigt mich, wenn sie hier bei uns am Tische sitzt, statt auf der Matte, es peinigt mich, wenn sie mit Messer und Gabel ißt, weil ich das Aufgezwungene herausfühle, das Künstliche. — —"

Georg hat mit nachdenklich gesenktem Kopfe zugehört. Nun

sagt er wie zu sich selber: „So schwindet denn meine letzte Hoffnung".

Seine Worte klingen müde, verzweifelt, und also fährt ihn der Pflanzer fast barsch an: „Warum wollen Sie denn mit aller Gewalt aus einer Ganzheit eine Halbheit machen? Aolele ist vollkommen, so wie sie ist!"

„Glauben Sie wirklich, daß man ein Weib lieben, dauernd lieben kann, ohne seine Seele zu besitzen?" stößt Georg hervor.

Es wird ihm keine Antwort mehr.

Trennung

Auf der Pflanzung ist hohes Leben. Endlich ist die Dorfschaft von der Küste gekommen. „Die lieben Kinder." Jetzt prescht sie gegen den Urwald wie das wilde Heer. Ihre gezückten Buschmesser und Äxte schwingen hoch und blitzen Lichtfunken, wenn sie wuchtend in die Fülle des Laubes und der Stämme niederschlagen. Kreischen der Lust steigt auf. Es geht unter im Getöse, im Krachen, Bersten und Niederstürzen der Urwaldriesen. Laub und Geäst türmt sich haushoch. Goldbraune Gestalten umturnen die Wirrnis und schaffen Luft, Freiheit und Boden für neues Wachstum.

Vom Braun der Glieder strömt heller Schweiß. Doch die Schwarzaugen funkeln. Ist doch dieses Tun jedem Muskel Lust. Ist es doch höchste Wonne, die eigene Kraft also in Sinnfälligkeit zu erfahren. Schmählich wer da arbeitet um Lohn und nicht um der Lust willen. Wer vermöchte einen Meermenschen zu bestechen durch Lohn! —

Faul nennt ihn der Weiße in Verkennung. Faul, weil er ebenso liebt die Wonne der tagelangen Rast auf weicher Matte, das Hineinwachsen in die Erschaffenheiten der Erde in Unbewegtheit und Stille, das Hinaussinnen in die Meeresweiten in zerfließender Sehnsucht.

Nur im Wechsel von Rast und Tat liegt die wahre Wonne und alles Geheimnis echter Lebensfreude. Der Meermensch

denkt und weiß keine Theorien — er schöpft alle Weisheit aus dem Erleben, aus dem Blute, welches sein Leben ist.

Diese Weisheit ist so vollkommen, daß er keiner Erlösung bedarf und keines Heiles, daß er nur zu schöpfen braucht aus der großen strömenden Quelle der Sehnsucht, um sittlich zu sein und in Harmonie mit allem, was da west. Harmonie ist ihm gleich Sittlichkeit. Sein Harmoniegefühl ist blumenhaft empfindsam. Disharmonie bereitet ihm Schmerz.

Und dies ist Aoleles Kampf und Ringen und Sehnen, herauszukommen aus dem Widerstreit ihrer Gefühle, aus der Disharmonie ihres großen Irrtums, ihres Verrates an Blut und Artung und wieder zurückzufinden in den großen Gleichklang der Sittlichkeit und Schönheit.

So jauchzt ihr Herz und frohlockt, als sie jetzt die Brüder ihres Blutes sieht, welche die gleichen Sinne haben, die gleichen Augen und Ohren, die mit ihr das gleiche Lied der ewigen Sehnsucht singen, die wie sie den gleichen Willen zur Schönheit haben und die jede Regung ihrer Seele begreifen aus dem Tiefgrunde gleicher Artung.

Sie jubelt den braunen Gesellen zu, als sei sie durch Ewigkeiten getrennt gewesen von Ihresgleichen. Ein blutfarbenes Blumengewinde in ihrem Pechhaar, steht sie mit blankem Messer mitten zwischen ihnen. Freudestrahlend, girrend, aufgelöst, ganz sie selbst. Sie schreit! Es sind Laute der Erlösung, der endlichen Befreiung, des Erkennens.

Sie lacht den drei weißen Menschen zu, als sie nahe kommen. Unbekümmert um ihr Wirken. In königlicher Überlegenheit. Sie verschenkt ihr Lachen. Da nehmt! Und dieses Lachen ist zugleich Verkündigung: Meine Fesseln sind gelöst! Ich bin frei, ganz frei! Es gibt keinen Weg mehr zurück.

Selbst der Schmerz der Trennung zerflattert wie der Frühnebel in den Bergen, wenn die Sonne steigt. Und sie steigt über Aolele. Sie fühlt ihr Gesunden im großen Licht der Freiheit. Sie ist dem Pferch des Papalagi entsprungen. Darum ist sie fröhlich wie ein Vogel, der dem Käfig entflog.

Georg glaubt im ersten Augenblick sie noch rufen zu müssen. Im blinden äußeren Besitzwahn. Zugleich erschaut er ihren Wandel. Da schweigt er. Er denkt an Sanini. Jetzt hat Aolele

die gleiche freie und stolze Haltung und in ihren Augen brennt die gleiche königliche Verachtung, die aus dem Blute spricht.

Aolele hat zu sich selbst zurückgefunden. Sie steht vor Siaosi als die Stärkere, als Siegerin.

Dies ist ihm Trost und mildert sein Schuldempfinden. Denn er weiß sich an ihr schuldig. Er ist in Lustgier und Unbesinnen in ihre Welt eingebrochen wie ein im Traume Taumelnder, beirrt und bestärkt durch Polivia, die in verblendeter Überschätzung des Weißen und in Untreue gegen ihr Blut ihm ihr Kind zuführte. Er war der hochfahrenden Meinung, ihr durch sich ein erhöhtes Glück bringen zu können. Und er hat sie doch nur maßlos gequält mit seinem vergeblichen Bemühen, aus ihr den Meermenschen herauszureißen und sie sich anzugleichen.

Auch er ist gleich Aolele sehend geworden. Aolele ist seine große Lebensirrung. Auch er löst sich von ihr. Nicht lachend wie sie, sondern in Schmerz und Wundsein der Seele, doch in starkem Erkennen. Seine Ehe mit Aolele war eine Sünde wider den Sinn der Schöpfung, gegen alle Gesetze des Blutes und der Artung.

Als der Busch niedergelegt ist und die braunen Gesellen zur Heimkehr rüsten, rüstet auch Aolele.

„Ua pupula mata o le tama," das Kind hat die Augen geöffnet, es geht. Dies sind die letzten Worte, die sie zu Siaosi sagt. Sie sagt sie voll Ruhe, ihn warm und offen anblickend.

„Po'e te toe fo'i mai?" Wirst du wiederkommen? fragt Georg.

Sie schüttelt den Schwarzkopf. „Leai!" Es klingt endgültig. Und wieder erinnert es an das Nein Saninis.

Noch einmal legt er seine Hand auf ihre Schulter und blickt in ihre Augen, und unwillkürlich geht es über seine Lippen: „Faafetai tele lava!" Hab vielen Dank!

Dann wendet sie sich ab und läuft hurtig der braunen abziehenden Schar nach.

Georg sieht ihr mit schwerem Herzen nach. Hart pressen sich seine Lippen. Noch tanzt Aoleles schwarzer Schopf zwischen dem grünen Gelaub, noch hört er ihre kindliche starke Stimme,

dann taucht sie ein in die Stille des Urwaldes, und das große Schweigen umfängt den einsamen Mann.

Er wehrt sich gegen den andrängenden Schmerz. Er sucht sich zu fassen. — Aolele ist tot. — Er begräbt sie in seiner Seele.

Tot? Tot heißt „maliu“ und zugleich sinnvoll: Willkommen!

Und es kommt ihm als Tröstung die hehre Deutung Aumoanas:

„Du bist die Welle im ewig rauschenden Strom des Seins. — Du flutest auf und ebbst hernieder. Doch an derselben Stelle deines tiefsten Ebbetiefs steigt wieder auf die neue Welle deines ewigen Daseins — und weiter, weiter — immer weiter rollt sie in das Meer der Ewigkeit hinaus. Nach fernen Ufern hin, wo die Vollkommenheit der Gottheit hehres Bild sich deinem Sehnen offenbart. Und so du immer strebend dich dahin bemühst, bist du zu jeder Zeit am rechten Ort — und deinem Gott dich ewig nahend bist du frei.

Im Wellenrauschen deines Auf und Ab des Seins erklingt dir immer wieder neu das Hohelied: Willkommen!“

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Wenn uns Erich Scheurmann in diesem Roman „Zweierlei Blut" die Südsee, die Samoaner und ihre arteigenen Gebräuche schildert, wie er sie in langen Jahren in eigenem Erleben kennen lernte, wenn er uns weiter Verständnis für die reine Seele und die Gottnähe jener Naturkinder gegeben hat, so hat er in dem kürzlich in unserem Verlage erschienenen Buche

Die Lichtbringer

Die Geschichte vom Untergange eines Naturvolkes

geh. 2. — RM., 136 Seiten, 4.—6. Tausend, 1936

in erschütternder Weise berichtet, wie der Aufeinanderprall artgemäßen Gotterlebens und artgemäßer Sittlichkeit mit der aufgedrängten Fremdlehre des Christentums dem Inselvolk zum tragischen Geschick wurde, so daß sein Untergang besiegelt ist. In den „Lichtbringern" führt Scheurmann den Nachweis der Richtigkeit alles dessen, was Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihren Werken aus ihrer weltdeutenden Schau gezeigt hat. Es ist so recht ein Buch, das in unseren Tagen, da das Rasseerwachen sich durchsetzen will, Hilfe ist. Ganz besonders straft es jene Kirchenbeamten und Christenblättchen Lügen, die behaupten, was Frau Ludendorff wolle, führe zu Rasseüberheblichkeit und Unduldsamkeit gegenüber fremder Art. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Deutsche Gotterkenntnis achtet fremde Art und drängt sich daher in das Gotterleben fremder Völker nicht ein. Der Missiongedanke ist Deutscher Gotterkenntnis fremd. Auf alle Fragen volklichen Lebens auf allen Gebieten, vornehmlich dem der Lebendigerhaltung der Volksseele und der Gestaltung der Kulturen geben uns klare, mit der Tatsächlichkeit übereinstimmende Antwort:

Dr. Mathilde Ludendorff:

Die Volksseele und ihre Machtgestalter — eine Philosophie der Geschichte

Ganzleinen holzfrei 7.— RM., 460 Seiten, 9.—12. Tausend, 1936

Das Gottlied der Völker — eine Philosophie der Kulturen

Ganzleinen 7.50 RM., 460 Seiten, holzfrei, Großoktav, 1936

Daß das Christentum geradezu der Untergang jeder Volkseigenart schon seiner Lehre nach sein muß, wird uns klar, wenn wir das Buch durcharbeiten, dem der Feldherr des Weltkrieges die Worte vorangestellt hat: „Von der Verbreitung des Inhaltes dieses Werkes hängt die Befreiung des einzelnen Deutschen, des Deutschen Volkes und aller Völker ab":

Dr. Mathilde Ludendorff:

Erlösung von Jesu Christo

ungekürzte Volksausgabe 2.— RM., holzfrei geb. 4.— RM., Großoktav, 376 Seiten 38.—42. Tausend, 1936

An einem Beispiel aus jüngstvergangener Zeit sehen wir, wie rücksichtlos das Christentum in seiner Ausbreitung gegen völkisches Leben vorgeht. Unserer Deutschen Art widerstrebt es zu hören, wie den Hereros in Afrika die Bibel gebracht und dafür Land, Vieh und Glaube abgenommen wurde. Inniges Mitgefühl mit einem auf solche Art unterdrückten freien Volkstum regt sich beim Lesen des Büchleins

Dr. Mathilde Ludendorff:

Verschüttete Volksseele — Nach Berichten aus Südwestafrika

geh. —.60 RM., 48 Seiten mit farbigem Bildumschlag

Auch in unserem Deutschen Volk hat in früheren Tagen das Christentum mit Grausamkeit und Härte sich durchgesetzt. Mancher heute lebende fromme Christ ahnt nicht, daß einst vielleicht eine seiner Ahnen unter entsetzlichen Qualen den Tod auf dem Scheiterhaufen fand. Wir lesen darüber, versehen mit zeitgenössischen Protokollen solcher „Hexen"=folterungen in

Dr. Mathilde Ludendorff und Walter Löhde:

Christliche Grausamkeit an Deutschen Frauen

geh. —.25 RM., 20 Seiten, 43.—47. Tausend, 1936

Noch heute zeigt sich jüdisch=christlicher Haß und Hohn sogar in steinernen Bildwerken an „Gottes"=häusern. Einen solchen Fall hat der Feldherr an Hand von 11 Bildern von Steinbildwerken am Bremer Dom und mit seiner Deutung dieser Steinmale für das Deutsche Volk enthüllt in

General Ludendorff:

Des Volkes Schicksal in christlichen Bildwerken

geh. —.20 RM., 20 Seiten mit 11 Bildern, 41.—60. Tausend, 1935

Nach alledem regt sich wohl in jedem die Sehnsucht, das Göttliche auf Deutsche Art zu erleben und alles Tun danach zu gestalten. Wer sich auf dem Heimweg zum Deutschen Gottglauben geleiten lassen will, der lese die einführenden Bücher

Dr. Mathilde Ludendorff:

Deutscher Gottglaube

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.— RM., 89 Seiten, 37.—39. Tausend, 1935
und

Aus der Gotterkenntnis meiner Werke

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 144 Seiten, 21.—23. Tausend, 1936

Soeben haben der Feldherr und seine Gattin Frau Dr. Mathilde Ludendorff neue Enthüllungen über die Entstehung des „Buches der Bücher" gemacht, die jeder Deutsche kennen sollte:

General Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff:

Das große Entsetzen - die Bibel nicht Gottes Wort!

geh. —.30 RM., 32 Seiten, 1936

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Bestellungen nehmen auch die Buchvertreter unseres Verlages entgegen.

Wir bitten unser ausführliches Verlagsverzeichnis kostenlos von uns anzufordern.

Am 5. und 20. jeden Monats lesen Sie

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

Ludendorffs Halbmonatsschrift

Einzelpreis —.40 RM., durch die Post monatlich —.64 RM., unter Streifband —.70 RM. Bestellungen nimmt der Buch= und Zeitschriftenhandel entgegen.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19